

Sondernummer DISKUS FRANKFURTER STUDENTENZEITUNG

NACHRICHTENBLATT DER
VEREINIGUNG VON
FREUNDEN U. FÖRDERERN
DER JOHANN WOLFGANG
GOETHE - UNIVERSITÄT
FRANKFURT AM MAIN E. V.

4. Jahrgang — Heft 6 Preis 10 Pfg.

Juni 1954

Verlagsort Frankfurt a. M.

Jugend ist keine Schande

Vierzig Jahre Universität Frankfurt



Dieser Jubilar wurde erst nach siebzig Millionen Jahren besucht und berühmt.
(Aus dem Senckenberg-Museum)

Greetings

As a graduate of an American College founded 1821 and of an American university established three-hundred and eighteen years ago, I feel young and vigorous in my role as Ehrensensator, sending greetings through DISKUS to the Johann Wolfgang Goethe-Universität on its Fourtieth Anniversary.

In Germany and in the United States I think it is a good principle for Ehrensensatoren to avoid giving advice to students, and for „Alte Herren“ to keep out of student activities. However, it is reinvigorating for Ehrensensatoren to sit down and exchange views with students. I miss the contacts I had with them and with the faculty at Frankfurt.

I hope that the Johann Wolfgang Goethe-Universität will be the leader of free progressive and tolerant thought among the German universities.

John J. McCloy

Geleitwort des Rektors

Mit dem diesjährigen Universitäts-Fest fällt die 40. Wiederkehr des Jahrestages der Errichtung unserer Universität zusammen. Am 28. 9. 1912 wurde der Gründungsvertrag unterzeichnet, am 10. 6. 1914 wurde die Universität durch Erlass des Königs von Preußen errichtet. Die Unterschriften unter dem Vertrage lassen einige wohlvertraute altfrankfurter Namen wieder vor uns auftauchen.

40 Jahre ist keine lange Zeit, besonders dann nicht, wenn sie gemessen wird an jenen alten deutschen und europäischen Universitäten, die über Jahrhunderte — ja mehr als ein halbes Jahrtausend — bestehen. 40 Jahre ist auch kein Grund, besonders zu feiern. Es gab mir jedoch Veranlassung, mich der Söhne jener Männer zu erinnern, die seinerzeit den Gründungsvertrag unterzeichnet haben. Wir haben das Glück, noch einige von diesen Männern unter uns zu zählen und — was für die Universität besonders bedeutungsvoll sich erwiesen hat und erweist — sie gemäß der Tradition ihrer Familien zu unseren Gönnern zu zählen. Ich habe einige dieser unserer Freunde gebeten, aus ihren persönlichen Erinnerungen zu erzählen, so wie sie den Gang der Ereignisse im Gedächtnis behalten haben bzw. wie sie auf Grund ihrer besonderen historischen Kenntnisse den Weg haben ablaufen sehen, der von der fast 200 Jahre zurückliegenden Gründung der Senckenberg'schen Stiftung bis in die Gründungstage unserer Universität führte.

Dozenten und Studenten — ja die ganze Bevölkerung der Stadt Frankfurt — werden dankbar sein für diese persönlich gehaltenen Erinnerungsbilder aus einer Zeit, die uns schon so lange zurückzuliegen scheint — viel länger, als dies die bloße Zahl der Jahre anzeigt. Die Darstellungen lassen uns einen Hauch jenes Geistes ahnen, der diese Stadt und auch diese Universität groß gemacht hat, des Geistes der Wahrheit, der Freiheit und der Rechtschaffenheit, der den Frankfurter Bürgern seit Jahrhunderten selbstverständliche Lebenshaltung war.

Möge unsere alma mater in diesem Geiste blühen, wachsen und gedeihen.
Prof. Dr. Dr. Oskar Gans

Grüße von Stadt und Land

Oberbürgermeister Dr. Walter Kolb:

Wenn wir auf die Geschichte der Frankfurter Universität blicken, die nun 40 Jahre besteht, dann können wir mit Stolz bekennen: diese Universität ist der großen Tradition der ehemals freien Reichsstadt Frankfurt würdig, sie ist erfüllt von dem starken demokratischen und sozialen Geist der Frankfurter Bürgerschaft, sie ist die echte Universität der Geburtsstätte der deutschen Demokratie, sie ist ehrlicher Verfechter jener Ideen, die die aufrechten Männer des acht- und vierziger Parlaments in der Frankfurter Paulskirche zusammenführten, und sie trägt in ihrer weltbürgerlichen Gesinnung mit Recht den Namen des größten Sohnes unserer Stadt: Johann Wolfgang Goethe.

Diese Universität ist gegründet von Frankfurter Bürgern, die eine hohe Achtung vor der geistigen Leistung besaßen, die die Wissenschaft als die Voraussetzung für jeden Fortschritt anerkannten und demzufolge mit all ihren Kräften förderten, und von Bürgern, die in echtem Gemeinschaftsgeist sich ihrer Stadt verbunden fühlten. Wir wollen am 40. Geburtstag der Frankfurter Universität in Dankbarkeit dieser Bürger gedenken. In ihrem Geiste soll die Universität weiterbestehen und allezeit ein Hort der Demokratie, Freiheit und sozialen Gesinnung sein. Wir sind stolz darauf, daß an dieser Universität seit ihrer Gründung bis zum heutigen Tage Professoren wirkten, die in ihrer freiheitlichen und weltbürgerlichen Gesinnung stets ein Vorbild für die Jugend gewesen sind. Sie haben junge Menschen gebildet, die sich dem Ungeist des sogenannten „Dritten Reiches“ widersetzen und auch heute wieder Kämpfer gegen Reaktion, Klassendünkel und sozialen Rückschritt sind. Diese tapferen jungen Menschen, die sich oft genug als Werkstudentinnen und Studenten ihr Studium hart verdienen müssen, wissen, daß ihnen die Hochschulbildung keine Vorrechte vor anderen Bürgern gibt, daß sie ihnen vielmehr die große Verpflichtung auferlegt, verantwortungsbewußt an den Geschicken unseres Volkes mitzuarbeiten, den breiten Massen der schaffenden Menschen die Wege zum Fortschritt und der sozialen Besserstellung zu ebnet und ihnen im kameradschaftlichen Geiste treu zur Seite zu stehen.

Dies ist der Wunsch der Gründer der Universität gewesen,

dies ist der Wunsch all der bedeutenden Lehrer, die jemals an dieser Universität wirkten, und dies ist der Wunsch des Landes Hessen und der Stadt Frankfurt, die heute die Träger dieser freiheitlichen und demokratischen Johann Wolfgang Goethe-Universität sind. Land und Stadt werden alles tun, um die Einrichtungen und Gebäude der Universität nicht nur wiederherzustellen, sondern auch stetig nach den neuesten wissenschaftlichen und technischen Erkenntnissen auszugestalten, so daß alle Voraussetzungen für ein erfolgreiches Studium gegeben sind. Unsere nun fast 7000 Studentinnen und Studenten sollen sich in Frankfurt wohlfühlen und später immer gern an ihre Frankfurter Studienzeit zurückdenken.

Ich möchte am 40. Geburtstag unserer Universität den Rektoren und Professoren dafür danken, daß sie in den vergangenen schweren Jahren trotz unzulänglicher äußerer Arbeitsbedingungen, die ihnen oftmals viel Unbequemlichkeiten und Unannehmlichkeiten verursachten, unserer Universität die Treue hielten und alle ihre Kräfte dafür einsetzten, den Ruf der Johann Wolfgang Goethe-Universität zu wahren und zu mehren und den jungen Menschen die beste Bildung zu geben.

Den Studentinnen und Studenten aber rufe ich zu: seid stolz darauf, an dieser Universität gearbeitet zu haben, tragt ihren Geist immer in euren Herzen, gestaltet euer ganzes Leben nach diesen demokratischen, freiheitlichen und sozialen Idealen.

Der Hessische Minister für Erziehung und Volksbildung
Arno Hennig:

Die jüngste unter den Hochschulen des Landes schickt sich an, ihren 40. Geburtstag zu begehen. 40 Jahre sind im Leben der Völker und einer Hochschule keine lange Frist. Für uns Deutsche hat sich aber in die 40 Jahre eine Fülle von Ereignissen zusammengedrängt, so daß dieser Zeitraum uns anmutet wie ein einziges erregendes Drama, zwar mit verschiedenen Akten, aber mit einheitlichem Geschehen.

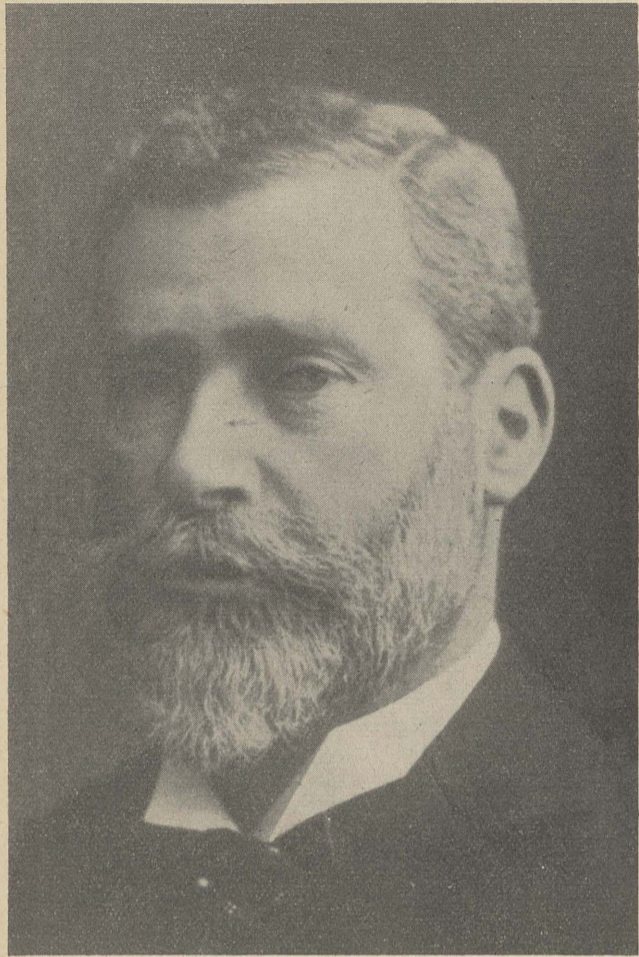
Die junge Universität Frankfurt hat in diesen vier Jahrzehnten dem Vaterlande und der Welt manchen verdienten
(Fortsetzung auf Seite 2)

Frankfurts Bürgersinn hat den Grund zur Universität gelegt. / Der Wille und die Huld Seiner Majestät des Kaisers und Königs ruft sie ins Leben.

Die Universität zu Frankfurt am Main wird auf Allerhöchsten Befehl Sr. Majestät des Kaisers u. Königs **WILHELM II.** und in Allerhöchster dessen Gegenwart am 18. Oktober 1914 feierlich eröffnet.

Zur Vorgeschichte unserer Universität

Die Vorgeschichte der Johann Wolfgang Goethe-Universität gehört zu meinen Jugenderinnerungen. Bekanntlich ist die Johann Wolfgang Goethe-Universität aus der „Akademie für Sozial- und Handelswissenschaften“ hervorgegangen. Diese hat mein Vater zusammen mit der Stadt Frankfurt im Jahre 1901 gegründet. Wie der Name der „Akademie für Sozial- und Handelswissenschaften“ besagt, war der Grund-



Wilhelm Merton

gedanke meines Vaters, von dem die Initiative zu der Gründung der „Akademie für Sozial- und Handelswissenschaften“ ausgegangen war, der, daß es notwendig sei, die

und berühmten Namen geschenkt. Einige der besten mußte sie in der zweiten Hälfte dieser vierzig Jahre verstoßen und verleugnen. Zu unserer Freude sind manche von ihnen zurückgekehrt und wiederum eine Zierde des Frankfurter Lehrkörpers geworden.

Der Krieg traf die Universität Frankfurt und ihre Institute mit aller Härte. Aber der gesunde Ehrgeiz der alten Freien Reichsstadt im Bunde mit dem guten Willen des neuen hessischen Staates heilte in entschlossenem Aufbauwillen die Wunden. Heute verfügt die Universität über modernste Forschungsstätten, über bedeutende, weltoffene Lehrkräfte. Die Studierenden strömen ihr zu; ihre Zahl übersteigt fast die Grenzen der Fassungskraft. Wir rufen den Professoren und den Studenten unseren Glückwunsch zu: Vivat, crescat, floreat!

Aber wir verschweigen auch nicht unsere Sorgen und wünschen inständig, daß über der Freude an der Berufsausbildung nicht das Humanum und die Universitas vergessen

inneren Zusammenhänge zwischen Handel — dazu gehörte nach dem damaligen Begriff auch Industrie — und den sozialen Problemen, die gerade mit dem Wachstum der Industrie mehr und mehr an Bedeutung gewonnen hatten, wissenschaftlich zu untersuchen und aus diesen Untersuchungen die Lehren zu entwickeln, die den Besuchern der „Akademie für Sozial- und Handelswissenschaften“ für ihre Aufgabenerfüllung von Nutzen sein konnten. Der ursprüngliche Gedanke meines Vaters war aus diesen Überlegungen heraus, daß die Besucher dieser „Akademie für Sozial- und Handelswissenschaften“ nicht junge Studenten in dem Sinn sein sollten, wie es die Studenten auf den Universitäten sind; im wesentlichen dachte er an Personen, die schon im praktischen Wirtschaftsleben standen oder sich in der praktischen Sozialarbeit betätigten und die, nachdem sie schon praktische Erfahrungen gesammelt hatten, sich mit den theoretischen Problemen auf beiden Gebieten und besonders mit der Wechselwirkung dieser Probleme befassen sollten.

Die Vorarbeiten für die Gründung der „Akademie für Sozial- und Handelswissenschaften“ waren von dem von meinem Vater am 7. 8. 1890 ins Leben gerufenen „Institut für Gemeinwohl“ geleistet worden. Zweck dieser Gründung war, die Mittel, die mein Vater für gemeinnützige Interessen vorher persönlich eingesetzt hatte, über ein ihm gehöriges Institut zum Einsatz zu bringen, das für diese Aufgaben besonders organisiert war, d. h. in dem Persönlichkeiten angestellt wurden, die nach ihrem Bildungsgang qualifiziert schienen, die Bestrebungen meines Vaters in zweckmäßiger Weise zu fördern. Das „Institut für Gemeinwohl“ plante, Gemeinschaftskurse für in der Praxis erfahrene und bewährte Beamte, Kaufleute und Ingenieure zu veranstalten, um den Beamten einen persönlichen Einblick in das Wirtschaftsleben und die wirtschaftliche Denkweise und umgekehrt den Wirtschaftlern Einblick in die Verwaltungstätigkeit zu geben. Bald nach der Eröffnung der „Akademie für Sozial- und Handelswissenschaften“ ist vom „Institut für Gemeinwohl“ zur Durchführung solcher Kurse die „Gesellschaft für wirtschaftliche Ausbildung e. V.“ gegründet worden, die die Arbeit der „Akademie für Sozial- und Handelswissenschaften“ Jahre hindurch befruchtet hat.

In all diesen Fragen hatte mein Vater immer Gefühl mit dem damaligen Oberbürgermeister von Frankfurt, Adickes, gehalten, mit dem ihn eine enge Freundschaft verband. In demselben Tempo, wie sich die „Akademie für Sozial- und Handelswissenschaften“ entwickelte, entstand bei Adickes der Wunsch, aus dieser „Akademie für Sozial- und Handels-

wissenschaften“ eine Universität zu machen. Gegen diese Tendenz hatte mein Vater zunächst große Hemmungen. Ich erinnere mich, daß es sehr lange dauerte, bis Adickes meinen Vater mehr überredet als überzeugt hatte, daß die „Akademie für Sozial- und Handelswissenschaften“ zu einer Universität umgewandelt werden sollte. Nachdem sich mein Vater aber einverstanden erklärt hatte, hat er bei den Vorbereitungen zur Gründung der Universität entscheidend mitgewirkt, zusammen mit seinem alten Schulfreund Dr. Henry Oswalt, mit dem er auch durch verwandtschaftliche Beziehungen verbunden und der außerdem sein Rechtsberater in vielen Angelegenheiten seiner Wirtschaftsunternehmungen war.

So wurde aus der „Akademie für Sozial- und Handelswissenschaften“ im Jahre 1914 die Universität Frankfurt.

Ihre Eröffnung fiel schon in die Kriegszeit. Adickes hatte es in unermüdlicher Arbeit fertig gebracht, den altbewährten Frankfurter Bürgersinn auch für die Gründung der Universität zu mobilisieren. So entstand sie im wahrsten Sinn des Wortes als eine Stiftungsuniversität, zu deren Errichtung und Erhaltung neben dem „Institut für Gemeinwohl“ eine große Anzahl wohlhabender und gemeinnützig gesinnter Frankfurter Bürger sehr erhebliche Stiftungsmittel beitrugen.

Zwei Weltkriege haben leider den Charakter der Stiftungsuniversität, was die materielle Seite anbelangt, weitgehend verändert. Nach den Zerstörungen des zweiten Weltkrieges wurde die Johann Wolfgang Goethe-Universität wieder aufgebaut und erhalten von der Stadt Frankfurt und dem Land Hessen, d. h., es sind im wesentlichen Steuermittel und nicht mehr Stiftungsmittel, die der Universität ihre materielle Grundlage geben und ihren Fortbestand sichern. Erfreulicherweise hat sie aber ihren Charakter als Stiftungsuniversität nicht verloren. Das findet auch in dem Vertrag zwischen dem Land Hessen, der Stadt Frankfurt und den Vertretern der alten Stiftungen seinen Ausdruck.

Der eigentliche Nachfolger der „Akademie für Sozial- und Handelswissenschaften“ ist die Wirtschafts- und Sozialwissenschaftliche Fakultät der Johann Wolfgang Goethe-Universität sowie die zu dieser Fakultät gehörigen Institute. Heute sind die Gedankengänge, die seinerzeit zur Gründung der „Akademie für Sozial- und Handelswissenschaften“ führten, Gemeingut geworden.

Man wird Verständnis dafür haben, wenn ich an dem Tage, an dem die Johann Wolfgang Goethe-Universität auf ein 40jähriges Bestehen zurückblicken kann, meines Vaters als des Stifters, von dem nicht nur die ersten materiellen, sondern auch geistigen Grundlagen stammen, auf denen die Johann Wolfgang Goethe-Universität aufgebaut wurde, in Dankbarkeit und Verehrung gedenke. R. Merton

Zwei reiche Bürger Frankfurts besuchten Adickes, um eine Ermäßigung ihrer Wertzuwachssteuer bei ihm durchzusetzen. Ein Bekannter von ihnen traf sie, als sie aus dem Arbeitszimmer des Oberbürgermeisters zurückkamen, und da er ihren Fall kannte, frug er: Habt Ihr was erreicht? Er glaubte aber selbst nicht daran, denn die Zwei machten etwas bedenkliche Gesichter. Trotzdem lautete ihre Antwort: Ja, in Sachen der Wertzuwachssteuer haben wir einen Nachlaß erhalten, aber der Adickes hat jedem von uns 100 000,— Mark für die Universität abgeluchst.

So berichtet von A. Lotichius, überlebendem Mitgründer unserer Universität.



Der „lange Franz“ Adickes, Frankfurts Oberbürgermeister, dessen Idee und Werk die Universität gewesen ist.

FRANKFURTER BÜCHERSTUBE

SCHUMANN U. COBET

Frankfurt am Main · Börsenstr. 2-4 · Fernsprecher 91494

werden, und daß die Wertschätzung der Zahl und des äußeren Erfolges niemals das Ausreifen der Persönlichkeit beeinträchtigen möge. Das Land Hessen wird diese guten Wünsche zum Jubiläumstag durch tatbereiten Förderungswillen bekräftigen.

Gruß aus Bonn

In herzlicher Verbundenheit mit der Johann Wolfgang Goethe-Universität sende ich zum diesjährigen Universitätsfest, das durch die Feier des 40jährigen Bestehens der Universität eine besondere Weihe erhält, die besten Grüße und die besten Wünsche für den Verlauf. Es ist von jeher der besondere Stolz der Universität Frankfurt gewesen, sich nicht nur in die große Tradition der deutschen Universitäten einzufügen und der Erkenntnis und der Lehre der Wahrheit in Freiheit zu dienen, sondern zugleich Wissenschaft und Gesellschaft in eine lebendige, fruchtbare Verbindung zu bringen. Möge es so bleiben! In Frankfurt studiert zu haben, sollte ein Kennzeichen dafür sein, daß man bemüht ist, Wissenschaft und Gesellschaft, Geist und Leben harmonisch zu verbinden.

Staatssekretär Hallstein

Die Bürgeruniversität

Die Johann Wolfgang Goethe-Universität verdankt ihre Entstehung der Initiative zweier bedeutender Männer: Wilhelm Merton und Franz Adickes. Wilhelm Merton, eine Persönlichkeit ganz eigenen Formats, die besten Traditionen Frankfurter Kaufmannsgeistes verbindend mit internationalem Blick und weltweitem kaufmännischen Streben, Philantrop aus Herzens- und nicht aus Geltungsbedürfnis, dabei ausgestattet mit einem liebenswürdigen, sich selbst ironisierendem Humor.

Auf der anderen Seite Franz Adickes, Niederdeutscher von Geburt, bedeutender Verwaltungsfachmann, der auf Miquels gesunder Sparpolitik aufbauend, ohne die Finanzen der Stadt zu schädigen, ein geniales Aufbauwerk vollbrachte.

Durch die Initiative dieser beiden bedeutenden Persönlichkeiten gelang es, den Frankfurter Bürgergeist, der Jahrhunderte lang traditionsgemäß rein auf kaufmännische Dinge ausgerichtet war, für den Universitätsgedanken zu gewinnen.

So wurde die Frankfurter Universität, hervorgegangen aus der Akademie für Sozial- und Handelswissenschaften im besten Sinne eine Bürgeruniversität, auf die Gottfried Kellers Worte, mit denen er einst die Züricher Hochschule grüßte, wie geschaffen erscheinen:

„Kein fürstlicher Reichtum
Kein Erbe der Väter
Erhält uns die Schule;
Auf schwankem Gesetze
Sie steht in dem Äther
Des täglichen Willens,
Des täglichen Opfers
Der Bürger gebaut!“

Das Wintersemester 1914/15 ist das erste Semester der Johann Wolfgang Goethe-Universität und beginnt mit einer Inskribentenzahl von 618 Studenten.

4 Jahre nach der Eröffnung der Universität 1914 wird die Vereinigung der Freunde und Förderer der Johann Wolfgang Goethe-Universität gegründet. Hierbei finden sich alte bekannte Frankfurter Namen, die die Anmeldung zum Vereinsregister unterzeichnen:

Walter vom Rath
Rektor der Universität Prof. Dr. Heinrich Titze
Rechtsanwalt Justizrat Dr. jur. Ludwig Heilbrunn
Stadtrat Dr. phil. Rudolf de Neufville
Geheimer Justizrat Dr. jur. Henry Oswalt.

Zu den Mitgliedern des I. Vorstandes zählten die Herren:
Geheimer Justizrat Dr. jur. H. Oswalt, Frankfurt, Vors.
Geheimer Medizinalrat Prof. Dr. M. Neisser, Rektor der Universität Frankfurt a. M., stellv. Vorsitzender
Geheimer Justizrat Prof. B. Freudenthal, Schriftführer
Dr. phil. R. de Neufville, Stadtrat a. D., Schatzmeister.
Der I. Aufsichtsrat wurde von den folgenden Mitgliedern gebildet:

Kommerzienrat Beitz von Speyer, Frankfurt, Bankdirektor L. Deutsch, Frankfurt, Geheimer Medizinalrat Prof. Ellinger, Frankfurt, Kommerzienrat Häffner, Frankfurt, Justizrat Dr. Heilbrunn, Frankfurt, Professor Dr. Horowitz, Frankfurt, Geheimer Regierungsrat Prof. Kautzsch, Frankfurt, Konsul Dr. jur. h. c. Kotzenberg, Frankfurt, Ge-

(Fortsetzung auf Seite 17)

Aus einer Ansprache vor Couleur-Studenten

Von Prorektor Prof. Dr. phil. Max Horkheimer

Man könnte argumentieren, die Universität allein sei nicht in der Lage, dem Studenten zu helfen, die Verantwortung zu lernen, von der hier die Rede ist. Gäbe es nicht noch viele andere Ursachen ihrer Unzulänglichkeit, darunter die spezifisch deutsche des Schicksals dieser Generation, die von mir selbst angeführten Elemente der Geistfeindschaft in dieser Zeit reichten wahrlich aus, sie darzutun. Die Universität kann heute nicht ersetzen, was früher einmal Familie, eine leidlich intakte kulturelle Tradition und vor allem der Umstand, daß es damals für den Studenten Muße gab, geleistet haben. Liegt hier nicht die Bedeutung der studentischen Gemeinschaften und vor allem der traditionellen Verbindungen, die, vielleicht noch stärker als andere, die Erziehung des Menschen zur Verantwortung, als ihre Aufgabe ansehen? Als von der Freundschaft die Rede war, habe ich an die Verbindungen denken müssen, die ja die Freundschaft auf ihre Fahnen schreiben. Es ist mir wohl bewußt, daß nicht zuletzt die Idee der Freundschaft, gleichviel, ob die Verbindungen sie den verfolgten Bundesbrüdern zu bewahren verstanden oder nicht, zu ihrer Auflösung im Dritten Reich geführt hat. Jedenfalls wird die krasse Isoliertheit, in der viele Studenten zur Universität nicht bloß kommen, sondern während des Studiums verharren, durch die Verbindungen des neuen wie des alten Stils gemildert, und damit eine der Bedingungen für jene Resignation eingeschränkt, die das Gegenteil geistiger Verantwortung bildet.

Die Fragen aber, die hier auftauchen, sind allzu ernst und vielfältig, als daß ich sie wirklich ausbreiten könnte. Ich denke nicht so sehr daran, daß man Freundschaft kaum organisieren kann, und daß die festgelegte Form des Bundes für manche edleren, mehr in der Sache begründeten Beziehungen, die in Spontaneität entstehen könnten, hemmend sein mag. Auch die Wahrscheinlichkeit, daß Bundesbrüder sich zu Stellungen verhelfen, scheint mir im Zeitalter der Vollbeschäftigung nicht so bedenklich. Ein Unglück geschähe nur dann, wenn Sie im Hinblick auf entscheidende Fragen des persönlichen, gesellschaftlichen und politischen Lebens Ihre Ideen sich nicht selbst, im Zusammenhang mit Ihrer akademischen Ausbildung, erarbeiteten und für deren Änderung aus rationalen Gründen offen blieben, sondern sich festlegen ließen, durch eine an Sie herangebrachte Stereotypie. Die Chancen, daß es so geht, sind nicht gering. Je ohnmächtiger das Ich des einzelnen sich heute weiß, je mehr ihm die Möglichkeit der Realisierung in der Praxis verbaut ist, desto

mehr hat es das Bedürfnis, sich selbst zu bestätigen und zu erhöhen. Aus innerer Unsicherheit und Schwäche verlangt es nach einem Kollektiv, als dessen Teil es sich stark fühlen kann.

Dem kommen die Verbindungen entgegen, nicht bloß durch die Aufnahme des Individuums in den eigenen Verband, sondern durch die Tradition vom starken Staat und nationalem Selbstbewußtsein, für die sie eintreten. Es geht mir nicht um die Berechtigung oder Irrigkeit des Inhalts dieser Tradition. (Ich halte sie persönlich für recht zeitgemäß und das ist kein Kompliment.) Aber es widerspricht meinem Begriff von geistiger Verantwortung, daß scharf umrissene Ideen von dem was Tugend, Staat und Menschheit sein soll, oder überhaupt ein fixiertes Leitbild die handfeste Voraussetzung jugendlicher Beziehungen bildet, anstatt Gegenstand kritischer Reflexion zu sein. Gerade das macht meiner Ansicht nach den Studenten aus, daß er in diesen Dingen geöffnet ist, und auch die gegensätzlichen Gedanken nicht ablehnt oder gar verdrängt, sondern sie so überwindet, daß auch noch ihre relative Wahrheit in seinem Geiste gerettet ist. Ich weiß, daß viele Mitglieder der Verbindungen darin gar nicht so unähnlich denken wie ich, aber gerade diese werden wissen, daß die Gefahr einer ganz anderen Dynamik besteht.

Im Widerspruch zu dem, was an so vielen Stellen der Welt heute geübt wird, scheint mir die Vaterlandsliebe des Akademikers vor allem darin sich zu erweisen, daß er dem eigenen Volke die Wahrheit sagt, auch wenn er damit allein steht. Dieser Wille soll den Studenten anerzogen werden und nicht etwa die Bereitschaft, sich dem großen Kollektiv, dem ‚Wir‘ zu überantworten, es zu glorifizieren, immer und ohne Überlegung gegen alles zu sein, was ihm konträr ist, und gar nicht zu erwägen, ob dessen Interesse auch das rechte ist. Volk und Staat in ihrer jeweiligen Gestalt sind nicht unmittelbar das Absolute, sondern endliche Größen und Mächte, die sich irren und ebenso das Falsche tun können wie das Gute und Heilvolle. Noch nicht einmal der dehnbare Begriff der Demokratie ist ein Maßstab, an den man sich halten kann, schon gar nicht aber das kollektive Selbstbewußtsein, dem sich die in ihrem Ich geschwächten Individuen so gerne überlassen wollen. Zu ihm gehört es, daß man vom eigenen Volk mit ‚Wir‘ redet, von den anderen aber im Singular. Wir haben es mit „dem“ Amerikaner, „dem“ Franzosen, „dem“ Russen zu tun. Der Unterschied von Innen und Außen wird so ge-

faßt, daß auf das Innen das Licht und auf das Draußen das Dunkel fällt. Man denkt in schwarzweiß, und der Fehler, wenn einer passiert, liegt entweder bei den anderen, oder wenigstens an den Umständen, die man nicht kontrollieren konnte. Daß man zuerst den Irrtum im eigenen Inneren sucht, wie es die Religion mit Recht vom Einzelnen erwartet, muß auch für das Kollektiv-ich gelten. Es ist wahrlich nicht notwendig besser als er. Aber gerade weil sich das heute so bedrohte Selbstgefühl des Individuums durch Glorifizierung der größeren und stärkeren Totalität, zu der man gehört, so angenehm kompensieren läßt, bietet das Kollektive so bequem sich an.

Wer jedoch für einen geistigen Beruf sich entschieden hat, sollte es vermögen, der allgemeinen Suggestion standzuhalten. Dieselbe Vernunft, die ihn in seinem Fach gegen Illusionen schützt und persönlichen Voreingenommenheiten gegenüber helllichtig macht, soll er in den öffentlichen Angelegenheiten bewahren, und nicht wie die Massen, die es nicht anders gelernt haben, in die je gewünschte Begeisterung ausbrechen, oder dem Unrecht gegenüber lethargisch bleiben. Er hat nichts besseres als die Wahrheit. Wer auch immer dazu hilft, die Studenten im Bewußtsein und im Genuß solcher Verantwortung zu stärken, und dafür sorgt, daß sie den nationalen Massenrausch, den sie selbst nicht nötig haben, auch im Volke heilen können, wer dazu beiträgt, sie in der sokratischen Treue zum Gesetz und zugleich in der sokratischen Unerbittlichkeit gegen es zu festigen, alle die Kräfte sind wohltätig. Wir wollen, sofern sie dazu gehören, die Verbindungen gewiß nicht ausschließen, wenn wir auch bezweifeln, daß etwa die Mensur das beste Mittel zu solcher Erziehung sei. Allzuleicht verleitet gerade der Wert, den man ihr beimißt, dazu, die Bereitschaft, Schläge um ihrer selbst oder der männlichen Tugend willen auszuteilen und einzustecken, an die Stelle der Tapferkeit der Wenigen zu setzen, die man nach Goethes aktuellem Wort seit je gekreuzigt und verbrannt hat.

Ich wüßte keinen Gedanken, den ich lieber an den Schluß dieses Vortrags setzen möchte, als die Mahnung, daß Sie gegen das Kreuzigen und Verbrennen, handle es sich um Bücher oder Menschen, gegen Verfolgungen und Säuberungsaktionen, das größte Mißtrauen hegen sollen. Von den Massen distanziert sich ein geistiger Mensch nicht insofern, als sie glücklich sein wollen, vielmehr dient er dem allgemeinen „Glück“, sondern in dem Sinne als die Massen

Die Tradition der
DRESDNER BANK
pflegen

HAMBURGER KREDITBANK
AKTIENGESELLSCHAFT
HAMBURG

RHEIN-MAIN BANK
AKTIENGESELLSCHAFT
FRANKFURT A. M.

RHEIN-RUHR BANK
AKTIENGESELLSCHAFT
DUSSELDORF

BANK FÜR HANDEL UND INDUSTRIE
AKTIENGESELLSCHAFT
BERLIN

durch den Druck der Verhältnisse und verführt durch eine verkehrte Philosophie ihren ehrlichen Wunsch nach Glück verdrängen und an seine Stelle die Jagd nach Schuldigen, die Rache und die Unterdrückung betreiben. Vergessen Sie nicht, daß es keinen Wert gibt, der zu hoch wäre, als daß er der Verfolgungssucht nicht schon als Rationalisierung gedient hätte. Der Name Gottes, das Kreuz, das Vaterland, Sozialismus und Demokratie, nichts war zu heilig, als daß

man es nicht benutzt hätte, um sich ein gutes Gewissen bei der Verfolgung des Schwächeren zu verschaffen. Lernen Sie, wie unser Rektor in seiner letzten akademischen Rede gesagt hat, die Menschen nicht auf ihre Worte, sondern auf ihre Taten hin ansehen, und lassen Sie vor allem durch keine vorgegebene Ideologie sich davon abhalten, durch eigenes Denken den Dingen auf den Grund zu gehen. Das ist der innigste Wunsch, den ich für Sie hege.

Das Ärgerliche im Zeittypischen

(Aus der Rede des Bundespräsidenten zur Einweihung des Studentenhauses, März 1953)

Vor Studenten hatte ich in Berlin gesprochen:

„Wir müssen die neue Form des studentischen Gemeinschaftslebens zu finden suchen; das mit den farbentragenden und schlagenden Verbindungen müßte eigentlich vorbei sein ... Es ist nun merkwürdig, was ich danach an wilden und an rührenden Protesten und Belehrungen erhielt. Die Briefe stiegen zu wahren Stößen. Und ich erfuhr aus dieser Reaktion auf meine Meinung, daß ich im Begriff stand oder die Sache bereits hinter mich gebracht hatte, eine Art von Verrat an einem der köstlichsten Güter der deutschen Vergangenheit zu begehen. Meine Sorge war bestätigt, nämlich daß das problemlos Restaurative der alten Burschenherrlichkeit wieder da war oder doch sich im Anmarsch befand; vielfach hat es sein Ziel bereits erreicht. Jene allgemeinen Studentenhäuser, die damals von mir (bei Mr. McCloy) angeregt waren, sollten wenn nicht etwas wie Trutz-, so doch Schutzburgen werden für das Werden neuer Konventionen und Gesinnungen. Und mir will scheinen, daß gerade heute diese Aufgabe besonders notwendig geworden und geblieben ist.“

Es kann ruhig einer sagen: Fängt denn der Heuss schon wieder mit diesen Geschichten an? ... Es würde mir feig erscheinen, wenn ich von diesen Dingen nicht reden würde, um so mehr, als ich in den letzten Tagen geradezu darauf angesprochen wurde: Sie müssen jetzt etwas dazu sagen; zumal eben vom Bundesgericht in Karlsruhe festgelegt wurde: Bestimmungsmensur ist nicht strafbar ... Eine Bestimmungsmensur als kriminelle Angelegenheit zu bewerten, auf die Idee bin ich selber nie gekommen. Vielleicht, vielleicht nimmt das Urteil dem ganzen Brauch etwas von seinem oppositionellen Nimbus.

Die Sachlage liegt in einem ganz anderen Bezirk als in dem Raum eines Strafsenats. In welchem denn? Ich habe einmal — vielleicht etwas zu pathetisch — davon gesprochen, daß das Ganze eine Frage des „historischen Stilgefühls“ sei. Ganz banal heißt das so: Wir schreiben nicht 1853 und nicht 1903, sondern 1953. Die Zeiten verlangen ihre Entsprechungen in den Gesinnungen.

Das Ärgerliche im Zeittypischen ist aber, daß wir in den

Neubeginn eines akademischen Pharisäertums hineingeraten, und zwar doppelseitig. Das hat manchmal ganz reizende Züge. Ich habe also kürzlich eine Einladung bekommen zur Schlußkneipe einer farbentragenden schlagenden Verbindung. Die wollte mir klar machen, daß sie nicht — wie sie sich ganz farbig ausdrückten — „Schlußlichter“ seien, sondern „Fackelträger“. Nichts dagegen zu sagen, daß das eine hübsche Beschäftigung ist. Zur gleichen Zeit haben andere Studenten, die sich „progressistisch“ genannt haben, vergeblich auf meinen Beifall gewartet, als sie mir den Durchschlag eines heftig entrüsteten „Offenen Briefes“ sandten, den sie an Männer des öffentlichen Lebens losließen, die sich heute noch, heute wieder zu ihren alten Studentenverbindungen bekennen. Das ist auch nicht die rechte Art. Warum ich heute davon spreche, hat einen anderen Sinn. Das Problem stellt sich für mein Begreifen so dar, daß die studentischen Korporationen des alten Stiles heute in der Gefahr sind, das Wesen der akademischen Korporation als solcher zu gefährden oder gar zu sprengen. Was meine ich damit? Im Herbst 1949 hat die Rektorenkonferenz eine feste Position in diesen Dingen bezogen, in der sie die Universität in ihrer Gesamtheit als autonome Einheit bestätigte und aus der neuen Gesichtslage heraus die Abkehr von dem Überkommenen als gemeinsame Zielsetzung verkündete.

Nun maße ich mir nicht an, der Praeceptor Germaniae sein zu wollen. Ich weiß auch nicht, ist hier eine individuelle Sonderlage gegeben, weil vielleicht der neue Rektor selber einmal „aktiv“ war? Ist der Senat „weich“ geworden, weil ihn das publizistische Hin und Her anwidert? An anderer Stelle haben die „Förderervereine“ vielleicht zu murren begonnen, haben Minister oder haben Hochschulreferenten gewechselt. Ich spüre nur dies, daß jene einmal gemeinsame Auffassung, daß die akademische Korporationen in ihrem überkommenen Sinn der inneren Autonomie, der den Gesamtkörper von Lehrern und Schülern in einer auch disziplinarischen Autonomie umfaßt, brüchig geworden ist. Deshalb spreche ich davon. Denn hier droht eine Gefahr für die innere Freiheit und Selbstverantwortung des akademischen Lebens schlechthin.

jene Investitionen nicht allein politisch, sondern auch finanziell rechtfertigt? Die Wirtschaft kann nach Lage unserer heutigen Verhältnisse nur darauf aus sein, hochqualifizierte Spezialisten von den Hochschulen zu bekommen. — Und ähnlich — das heißt lediglich sachlich variiert — würden die ausgesprochenen oder unausgesprochenen Erwartungen von seiten der andern Geldgeber sein. Vorbei wäre es mit jener Unbefangenheit und geistigen Freiheit, von jener „Distanz“ von der Wirtschaftsgesellschaft, die Dirks selbst als die Voraussetzung zur Erkenntnis der wahren Interessen sowohl des Studenten als auch seiner gesellschaftlichen Umwelt bezeichnet. Von einer studentischen Kritik großen Stils, einer Kritik „um des Ganzen willen, vom Ganzen her, mit Leidenschaft“, könnte keine Rede mehr sein, wenn der einzelne im Bewußtsein seiner finanziellen Abhängigkeit von eben den zu kritisierenden sozialen Kräftegruppen leben müßte. Um zu diesem Ergebnis zu gelangen, muß man nicht einmal an das Extrem einer studentischen Besoldung und die fast unvermeidlich daraus resultierenden Folgen denken, das wir etwa in der Deutschen Demokratischen Republik vor Augen haben.

Gemessen an den Gefahren für die Freiheit des akademischen Gewissens, die aus der ja gegenwärtig nicht nur in Deutschland aktuellen Problematik des Presalaire erwachsen können, scheint das Werkstudententum das kleinere Übel, denn es enthält bei allen seinen Widerwärtigkeiten und Existenznöten auch ein nicht zu übersehendes positives Moment: dem Studenten, dem es gelingt, durch Ferienarbeit oder gar durch eine ständige Nebenbeschäftigung seinen Platz an einer Hochschule zu behaupten, wird aus dem Bewußtsein, den Anforderungen seiner Ausbildung trotz allen Schwierigkeiten gerecht geworden zu sein, die Kraft zu freiem Urteil und zur fruchtbaren Auseinandersetzung mit der Gesellschaft erwachsen. Es ist nicht einzusehen, warum gerade er in seinem Selbstvertrauen und seiner Unbefangenheit beeinträchtigt werden sollte.

Zugegeben, er kann durch die Anstrengung der Werkarbeit überfordert werden, er kann unter Umständen „auf der Strecke“ bleiben, das Studium vernachlässigen oder es gar aufgeben müssen. Doch damit dies nicht geschieht, kann man ihm Hilfestellungen anderer Art als bei einer öffentlichen Unterstützung leisten. Man kann etwa die Stipendienfonds vergrößern, in deren Genuß der einzelne durch den Nachweis besonderer geistiger Befähigung gelangt (Studienstiftung!), man kann Examenskredite, die weit weniger verpflichtend sind als eine Besoldung, in größerem Ausmaß zur Verfügung stellen. Und schließlich: man

DISKUS FRANKFURTER STUDENTENZEITUNG

Herausgeber: Alexander Böhm, Wolf Erich Kellner, Gernot Schweikhardt, Oscar Strobel, Gerhard Weber.

Für die Redaktion verantwortlich: Günther Gruppe, Udo Kollatz, Ernst Alexander Saupe, Werner Schaffernicht, Gernot Schweikhardt.

Verantwortlich für Marburg: G. Mehnert

Korrespondent in Bonn: Peter Scholz

Geschäftsführung: Peter Götz, Anzeigenverwaltung: Heinrich Götz, Frankfurt a. M., Rheinstraße 7, Tel. 7 72 09.

Konten der Zeitung: Rhein-Main Bank Nr. 121 210, Frankfurter Sparkasse von 1822 Nr. 30158. Manuskripte sind zu richten an „DISKUS, Frankfurter Studentenzeitung“, Universität Frankfurt a. M., Mertonstr. 17, Tel. 7 00 91, App. 213. Artikel, die mit dem Namen des Verfassers oder seinen Initialen gezeichnet sind, geben die Meinung des Autors wieder, aber nicht unbedingt die der Redaktion.

Der DISKUS ist das Nachrichtenblatt der „Vereinigung der Freunde und Förderer der Johann Wolfgang Goethe-Universität Frankfurt a. M. e. V.“, auf die redaktionelle Gestaltung der Zeitung hat die Vereinigung keinen Einfluß.

Druck: Druckerei Dr. Günter Zühlsdorf, Frankfurt a. M., Eckenheimer Landstr. 60b, Tel. 5 11 78.

Abonnements zum Preise von DM 1,50 für zwei Semester schriftlich bestellen unter Einsendung des Geldes an die Geschäftsführung: Rheinstraße 7.

kann durch öffentliche Mittel die Arbeitsbedingungen in den Bibliotheken, Instituten und Seminaren so erheblich verbessern, daß unfruchtbarer Massenbetrieb und bürokratischer Leerlauf endlich auf ein erträgliches Maß eingeschränkt werden.

Für diese Möglichkeiten des Einsatzes öffentlicher oder privater Mittel einen publizistischen Feldzug zu starten, wäre weniger problematisch als für finanzielle Investitionen in den Studenten selbst zu plädieren. Die Freiheit der Meinung bliebe unbeeinflussbar, und Forschung und Erkenntnis des richtigen geschichtlichen Weges könnten sich unabhängig von jenem politischen Sog entfalten, der unvermeidlich von auch noch so gut gesonnenen Stiftern zulänglicher Monatswechsel ausgehen würde. Und sich vor diesem Sog zu bewahren, hat Dirks ja — wenn ich ihn richtig verstehe — selbst als die besondere Aufgabe studentischer Haltung bezeichnet.

Werner Brans

Ein Jahr danach

Am Vortag des 17. Juni legte Se. Magnifizenz der Rektor, Prof. Dr. Oscar Gans, vor etwa 300 Studenten im Ehrenhof der Johann Wolfgang Goethe-Universität einen Kranz nieder, zu Ehren derer, die vor einem Jahr in der Ostzone ihr Leben für den Wunsch ließen, daß Deutschland wieder unser geeinigtes Vaterland werde. Schon einmal habe sich an den Geschwistern Scholl gezeigt, wie junge Menschen bereit waren zu sterben, weil sie Wahrheit und Ehre höher schätzten als ihr eigenes Leben. Junge Menschen starben für die freie Entfaltung der Persönlichkeit. Auf dieser freien Entfaltung aber beruhe die Zukunft der Menschheit, mahnte der Rektor in seinen Schlußworten.

Eine stille Minute des Gedenkens schloß sich an. Doch wurde die Stille gestört von Kommilitonen und Kommilitoninnen, die laut lärmend aus der Mensa I kamen und der kleinen Feier offenbar ebenso verständnislos gegenüberstanden wie jene, die später den Kranz besichtigten und mit einigen Worten zu erkennen gaben, wie wenig sie die Ereignisse des 17. Juni aus ihrer satten Ruhe aufgestört haben. Nur ein Jahr danach, und es gibt junge Menschen, in deren Vorstellungswelt die Zone und die Menschen dort offensichtlich kaum existieren.

KME.

Platzkonzert am Römer

Zugegeben, die Kapelle der Frankfurter Polizei verdiente Beifall, sie war sicher gern bereit, die Feier musikalisch zu umrahmen mit Wagner und Beethoven. Wer Wagner auf seinem Repertoire hat, scheint — sei's mit Rienzi, sei's mit Lohengrin oder Tannhäuser — für jeden Anlaß gerüstet, auch für den 17. Juni?

Das zum Gedenken dieses Tages vor dem Römer ablaufende Programm ward in sämtlichen Nummern beklatscht, fehlte nur noch der Applaus nach dem Deutschlandlied als dem obligatorischen Schluß; man wußte nicht, paßte es zu dem behutsamen Gang dieser Kundgebung, es mitzusingen. Die Prominenz, vorm Römer aufgereiht und angestrahlt, schwieg.

Kundgetan schien an jenem Abend vor allem eines:

Die Hilflosigkeit, das Geschehen des 17. Juni aufzunehmen, sich ihm zu stellen, sei es vom Politischen, sei es vom Menschlichen her. Darüber konnten weder die beschworenen Dichter und Denker unseres Volkes noch die Gebote der Bibel hinweghelfen.

Soll dieses Ereignis nun jährlich Schullehrer, Betriebsführer oder Minister in Verlegenheit stürzen, weil sie vergebens in ihrem Herzen nach einem Echo suchen, weil ihre Vorstellungskraft zu arm, sich die Not der Menschen drüben vorzustellen, weil ihr Mund nicht beredt genug, das immer wieder kundzutun, davon immer wieder zu zeugen, daß sie selbst vor einem Jahr nicht das Ihre, das Unsere, für Freiheit und Einheit tun konnten?

Drüben warten Menschen verzweifelt auf das Echo dieses Rufes, darauf daß auch wir unsern Schritt der Wiedervereinigung entgegen tun, daß wir sie nicht ihrer gefährlichen Einsamkeit überlassen.

Mancher, der zum Festakt am Römer kam, um das von berufenem Mund bestätigt zu hören, ging wohl enttäuscht und etwas verwundert nach Hause.

Lotte Dolezalek

Finanzielle Distanz

Bei der Lektüre der Münchener Rede von Walter Dirks, „Die Studenten und die Gesellschaft“, die in der Beilage zur Juni-Ausgabe des DISKUS veröffentlicht ist, fiel mir ein Vorschlag auf, der mir sowohl für die Studenten als auch für „die Gesellschaft“ nicht ganz ungefährlich scheint, und der daher ohne jeden verführerischen Optimismus diskutiert werden sollte. Ich meine den Vorschlag zur Reduzierung der Werkstudenten-Inflation.

Dirks sagt: „In vielen Fällen gefährdet die Werkarbeit nicht nur die Gesundheit des Studierenden, sie gefährdet in besonderen Fällen nicht nur sein Selbstvertrauen, seine gesellschaftliche Unbefangenheit, sondern sie gefährdet sehr oft auch die Qualität der Ausbildung selbst.“ Der Student brauche Ruhe, Zeit und Kraft, die ihm durch die heutigen Verhältnisse in hohem Grade genommen seien. Aus dieser Erkenntnis fordert er: „Die Gesellschaft muß mehr Geld in diese Ausbildung investieren, nicht nur in der personellen und sachlichen Ausstattung der Ausbildungsstätten, sondern auch in den Studenten selbst.“ Es könnten beispielsweise die Wirtschaft und die Gewerkschaften zur Erhöhung der so oft unzureichenden Monatswechsel beitragen; auch der Staatshaushalt wäre zum gleichen Zweck in Anspruch zu nehmen, wenn man es erreichte, daß die zuständigen Stellen „in dieser Sache ein schlechtes Gewissen“ bekämen.

Nehmen wir nun einmal an, es gelänge einer Gruppe wohlmeinender Publizisten, im Verein mit den Vertretern der Studentenschaft einen großangelegten Feldzug für den „Presalaire“ tatsächlich mit dem Erfolg durchzuführen, daß etwa die Kultus- und Finanzministerien, die Wirtschaftsverbände und die Gewerkschaften ihr durch besagten Feldzug wachgerufenes Gewissen dadurch erleichterten, daß sie einen Fonds für den Ausgleich unzureichender Monatswechsel schüfen. Was würde aus dem einzelnen Studenten, der Mittel aus einem solchen Fonds erhielt? Ich meine, er käme aus dem Regen in die Traufe: sein Selbstvertrauen und seine gesellschaftliche Unbefangenheit würden durch den Empfang einer zeitweiligen Wohlfahrtsunterstützung nicht weniger beeinträchtigt, als durch ein Werkstudentendasein.

Denn das scheint mir sicher: Bedingungslos würde keine der genannten Institutionen Gelder zur Verfügung stellen. Und sollte man es zum Beispiel der Wirtschaft verdenken, wenn sie von dem von ihr bezahlten Studenten ein Verhalten erwartete, das

Gestützt auf eine jahrzehntelange Erfahrung und mit dem Willen zu fortschrittlicher Leistung arbeiten wir an den Aufgaben, die unsere Zeit verlangt.

FARBWERKE HOECHSTAG, vormals Meister Lucius & Brüning Frankfurt (M)-Hoechst



Zum Beruf des Interpreten

Walter F. Otto zum 80. Geburtstag

Eine Nietzsche-Anekdote, die noch nicht bekannt sein dürfte, hörte ich von meinem Vater, der als Theologie-Student in Basel 1869/70 nebenher auch bei dem alten Burckhardt und dem jungen Nietzsche belegte. Unter den Basler Studenten lief sie um. Ein erstes Semester stellte sich „voll Ergebenheit“ dem schon damals mit Ehrfurcht genannten fünfundzwanzigjährigen Professor vor, um ihm zu eröffnen, daß er entschlossen sei, sich für sein Leben der klassischen Philologie zu weihen. Der Jüngling erwartete sich ein kräftig Wörtchen. Die klassische Philologie erfreute sich zu jener Zeit einer Hochschätzung hoch über ihr heutiges Renommee hinaus.

„Mein junger Freund“, entgegnete der junge Mentor, „was Ihren Fall betrifft, so lassen Sie mich Ihnen eine Geschichte erzählen. Ich kenne einen Kunstfreund, dem es glückte, eins der bedeutendsten Gemälde eines alten Meisters in seinen Besitz zu bringen. Sein Glück wurde ihm verpflichtend. Er führte fortan ein Leben höherer Art. Der tägliche Umgang mit dem Meisterlichen, die vertrauliche Nähe des Göttlichen, die kaum auszudenkende Möglichkeit, es in jedem Licht, in jeder Stimmung, jeder Gemütsverfassung zu betrachten, erfüllte ihn mit einer Andacht, deren er sich nicht für fähig gehalten hätte, an der er nur seine vertrautesten Freunde teilnehmen ließ. Da fixierte sich eines Tages seine Aufmerksamkeit auf eine kleine Stelle, die ihm nicht ganz von derselben Vollkommenheit wie das Übrige zu sein schien. Er ging dem Eindruck nach, untersuchte, prüfte, schöpfte Verdacht, verglich, richtete sein Augenmerk auf das Technische, Farbe und Lack, belehrte sich in Büchern, zog Kenner hinzu, experimentierte, bis er sich zu seinem Schmerz nicht mehr verhehlen konnte: die Stelle war übermalt. Er wagte den Eingriff, und siehe, es gelang. In leuchtender Frische trat das Original hervor. Er schien mit seinem Besitz auf's neue vereint zu leben wie zuvor, ja, wie ihm schien, in einem noch innigeren Verhältnis. Da wiederholte sich ihm dasselbe an einer zweiten Stelle. Unbegreiflich, daß er nicht längst darauf gekommen war! Hier griff der Schaden tiefer, aber es stellte sich zum Glück heraus, daß an der alten Oberfläche nur wenig fehlte, was leicht zu ergänzen war. Nun wurde sein Blick schon sicherer, seine Hand schon kühner, und da er der Schäden mehr und mehr entdeckte, wuchs mit seinem Kennerblick sein Zutrauen zu sich selbst. Er verglich die Werke berühmter Sammlungen. Restaurieren wurde sein Studium, bald sein Beruf, sein Ruf verbreitete sich, er wurde Mitglied gelehrter Gesellschaften, empfing Ehrungen und Orden . . . Glauben Sie, mein junger Freund, daß er von seinem kostbaren Besitz noch ebenso begnadet wurde wie im Anfang?“

Soweit Nietzsche. Wie die Geschichte ausging, wird nicht überliefert. Ob er den jungen Menschen davon abhielt, Philologe zu werden? Schwerlich. Vergleicht man seine Notizen aus jener Zeit, z. B.: „Ich meine, 99 von hundert Philologen sollten keine sein . . . Diese eigentlich ungeeignete Majorität legt sich die Wissenschaft zurecht und stellt an sich die Forderung nach den Fähigkeiten und Neigungen der Majorität: sie tyrannisiert damit den eigentlich Befähigten, jenen hundertsten“ usw., so bleibt kein Zweifel, wie er zugunsten der Alten und zu ungunsten der Zünftigen seine erzieherische Aufgabe auffaßte.

Man wird dem entgegenhalten: die Parabel treffe auf die Wissenschaft von heute nicht mehr zu. Zu Nietzsches Zeit ging Philologie fast auf in Textkritik. Immerhin gibt es auch heute noch Provinzen, auf die Nietzsches Gleichnis wie gemünzt ist. Siehe z. B. die Homerkritik.

Wenn Nietzsche in seiner frühen Basler Zeit die Philologie härter als je ein Philologe oder Philosoph gescholten hat, so hat er später die Gescholtene wieder gehoben, ja in Nietzscheschem Lichte verklärt. Von seiner Schelte erfüllt sind die Notizen zu der geplanten „Unzeitgemäßen“: „Wir Philologen“. Rehabilitiert wird die Gedemütigte z. B. in der „Fröhlichen Wissenschaft“ II 102: „Daß es Bücher gibt, so wertvolle und königliche, daß ganze Gelehrteneschlechter gut verwendet sind, wenn durch ihre Mühe diese Bücher rein erhalten und verständlich erhalten werden — diesen Glauben immer wieder zu befestigen, ist die Philologie da.“ Noch voller läßt er ihr Lob in „Jenseits von Gut und Böse“ erklingen (VI 102): „Dank dem unbezwinglich starken und zähen Mannescharakter der großen deutschen Philologen und Geschichts-Kritiker (welche, richtig angesehen, allesamt auch Artisten der Zerstörung und Zersetzung waren) stellte sich allmählich und trotz aller Romantik in Musik und Philosophie ein neuer Begriff vom deutschen Geiste fest, in dem der Zug zur männlichen Skepsis entscheidend hervortrat: sei es zum Beispiel als Unerschrockenheit des Blicks, als Tapferkeit und Härte der zerlegenden Hand, als zäher Wille zu gefährlichen Entdeckungsreisen, zu vergeistigten Nordpol-Expeditionen unter öden und gefährlichen Himmeln.“ Ein nicht ganz unzweideutiges Lob am Ende? Die Stellen bestätigen, daß Nietzsche nach wie vor den Schwerpunkt der Philologie in ihre kritische Methode verlegte. Seitdem aber — was hat sich nicht alles gewandelt!

Ging ehemals die Interpretation auf in Kritik, so scheint heute die kritisch-philologische Interpretation von ihren jüngeren, anziehenderen Schwestern fast verdrängt zu wer-

den. Da gibt es unter anderem die geisteswissenschaftliche, die ideengeschichtliche, die formanalytische, die tiefenpsychologische, die soziologische Interpretation, und über allen triumphierend als die begehrteste die existenzielle. Ehedem eine Disziplin, wird heute Interpretation ein Geschäft.

Und so wäre denn jene Parabel heute etwa in folgender Weise zu ergänzen: „Da plötzlich packte unseren Kunstfreund der Verdruß. Er wurde seines Zustands, seines Verlustes inne, zog sich aus allem zurück und blieb auf lange Zeit verschollen. Ein Zufall (die Wahrheit zu gestehen: er ging nur halb verträumt und halb bewußt einem hübschen Kinde nach) führte den Vereinsamten in ein existenzialistisches Kolleg. Wie Schuppen fiel es ihm von den Augen. Das

Als es kürzlich gegen den 25. Mai ging, beeilten sich die Germanisten und Volkskundler unserer Universität, Glückwünsche und Blumen auf den Weg nach Chicago zu bringen. Die Amerikaner sollten nicht auf den Gedanken kommen, daß der emeritierte Frankfurter Hochschullehrer, den sie seit zwei Semestern in den Kreis ihrer Mediaevisten berufen, nur von ihnen gebührend gefeiert werden könnte. Zwei Tage vorher aber verließ Julius Schwietering Chicago, um seinen Geburtstag incognito in einer stillen Stadt des geschäftigen Kontinents zu verbringen. War es nicht bei Schwieterings 60. Geburtstag an der Friedrich-Wilhelms-Universität in Berlin genau so? Unablässig klingelte damals am 25. Mai das Telefon im Germanischen Seminar unter den Linden. Wo konnte man sich zur Gratulationscour anschließen? Während die Assistenten das zwölfbändige Präsent der Berliner Universitätsgeschichte vor der verschlossenen Wohnungstür in Charlottenburg aufstapelten, erging sich der Gefeierte in den märkischen Kiefernwäldern. Selbst die Preußische Akademie der Wissenschaften in Berlin, deren ordentliches Mitglied Schwietering ist, brachte nicht ohne Schwierigkeiten ihre Glückwünsche an.

In den Berliner Jahren (1938—1945), als er dort den Lehrstuhl Jacob Grimms innehatte, erschien Julius Schwieterings großes Werk über „Die deutsche Dichtung des Mittelalters“, eine reife Frucht langjährigen Forschens und Sinnens. Aus sicherem Qualitätsgefühl heraus wird hier mittelalterliche Dichtung als Kunst gedeutet und ihre Entfaltung innerhalb der festgefügt Ordnung des religiösen und sozialen Lebens aufgezeigt. Selbst auf dem bescheidensten Bücherbrett des angehenden Germanisten kann man diesen stattlichen Band entdecken. Das höhere Semester greift nicht nur vorm Examen zu diesem Buch; geistige Höhenluft weht ihm daraus entgegen und der jahrelange Anstieg auf philologisch-mühsamen Pfaden wird reichlich belohnt. Die Sicht über die Gipfel deutsch-mittelalterlicher Dichtung ist einzigartig.

Schwieterings Einzelabhandlungen, die sich in den folgenden Jahren anschlossen, gelten vor allem dem Zusammenhang mittelalterlicher Frömmigkeit mit den großen Dichtungen der Zeit.

war es! Mit der ganzen Ergriffenheit alterserfahrener Neugeburt gab er sich seiner Erweckung hin, sein Inneres rang nach Sprache, trieb ihn in's Wort, er wurde zum geschätzten Vortragenden, zum gesuchten Rundfunkredner . . . Da traf er eines Tages einen seiner früheren Freunde, die er in's Vertrauen seiner Andachten gezogen hatte. Der Freund, nach lebenslangem Aufenthalt im Ausland, war nicht wenig erstaunt, den Freund so verwandelt zu finden. „Und wie“, so fragte er ihn, „hast du durch alle Katastrophen hindurch dir deinen Schatz bewahren können?“ „Meinen Schatz? Was meinst du?“ „Nun, dein Bild doch wohl.“ „Besitze ich längst nicht mehr.“ „Getroffener!“ „Befindet sich irgendwo in Amerika.“ „Mein — armer, armer Freund!“ „Nicht im geringsten“, versetzte jener. „Ich erfahre seinen Zuspruch heute in solcher Tiefe, daß ich des Originales, seiner körperlichen Nähe und passiven Assistenz, nicht mehr bedarf. Ja, ich darf sagen, ganz durchdrungen hat es mich erst, seit ich die Fessel seiner Gegenwart, die mich behinderte, abwarf.“

Karl Reinhardt

Julius Schwietering zum Geburtstag

Eine Akademie-Abhandlung von 1943 untersucht den „Tristan Gottfrieds von Straßburg und die Bernhardische Mystik“; spätere Themen beschäftigen sich mit „Parzivals Schuld“ (1944) und mit der „Autorschaft von Seuses Vita“ (1953). Mit diesen Arbeiten sehen wir Schwietering unter den führenden Gestalten der deutschen Mediaevisten, die von den verschiedenen Geisteswissenschaften aus die Welt des Mittelalters zu erfassen sich bemühen. Diesem wissenschaftlichen Anliegen dienten auch die wiederholten Gastsemester Schwieterings in den Vereinigten Staaten; erst vor einigen Tagen kehrte er von dem großangelegten Chicagoer team-work über den „Toleranzgedanken in der mittelalterlichen Literatur“, dessen Leitung in seinen Händen lag, wieder nach Frankfurt zurück.

Es kennzeichnet die Spannweite von Schwieterings wissenschaftlicher Persönlichkeit, daß sich mit der Gabe feinsinnigen Verständnisses von Dichtung und Kunst zugleich eine Vorliebe für strenge sprachlich-philologische Arbeit verbindet. Schon die Göttinger Dissertation unter seinem Lehrer Edward Schröder bezeugt dies; mehr noch die späteren Arbeiten auf dem Gebiete der Sprachgeschichte und Wortbedeutungslehre. Im Grimmschen Wörterbuch, dessen Leitung Schwietering 1939 übernahm, verwaltete er das Erbe Jacob Grimms, das auch in der „Zeitschrift für deutsches Altertum“ in seine Hände gelegt wurde. In den Jahren intensiver Museumsarbeit in Hamburg und Bremen (1909—1923) sammelte er sein umfassendes Wissen aus der konkreten Welt der Dinge. Ja, es mutet uns wie eine Anekdote an, daß seine Studien über mittelalterliche Schwerter ihn zu einem Experten auf diesem Gebiete machten, den auch die moderne Rüstungsindustrie gerne in ihren Mitarbeiterstab aufgenommen hätte.

Das ländliche Pfarrhaus im Osnabrückischen, in dem Schwietering seine Jugend verbrachte, mag wohl den Grund dafür gelegt haben, daß dem späteren Philologen und Literaturhistoriker immer ein unmittelbares Verständnis für das Volksleben eigen war. Dies führte ihn schon in den zwanziger Jahren zur Volkskunde, die damals um ihre wissenschaftliche Stabilisierung rang. Im Streit der Methoden und Meinungen zeigten einige program-

Aus einer Gruppe von Redakteuren und von Verlegern aus traditionsreichen Verlagshäusern entwickelte sich die festgefügte Gemeinschaft von über 200 Mitgliedern eines Redaktions- und Verlagsstabes, die jeden Tag die

Frankfurter Allgemeine

ZEITUNG FÜR DEUTSCHLAND

gestalten. 100 ständige Korrespondenten in den Hauptstädten der Welt und in den Großstädten der Bundesrepublik und 1000 Mitarbeiter — ein jeder als Experte auf seinem wissenschaftlichen, politischen, kulturellen, wirtschaftlichen oder sportlichen Gebiet anerkannt — ergänzen die tägliche Redaktionsarbeit in unserer Zeitung, deren Textteil vorwiegend aus eigenem Redaktionsmaterial besteht.

Die Verbreitung in 62 Ländern der Welt und in 2900 Orten der Bundesrepublik von der Nordsee bis zu den Alpen mit über 100 000 Abonnements wurde in 900 eigenen Agenturen organisiert.

Der bekannte Bonner Korrespondent von „Le Monde“, Alain Clément, schrieb bei einer Uebersicht über die deutsche Presse in einem Bericht für das Internationale Presseinstitut in Zürich: „Die Frankfurter Allgemeine Zeitung kann für sich in Anspruch nehmen, zu den führenden Blättern der Welt gerechnet zu werden.“ Die Weltpresse, so die „Times“, „New York Times“, „Le Monde“ und andere, zitiert die „Frankfurter Allgemeine Zeitung“ als

die Stimme Deutschlands in der Welt.

Erinnerungen an die Frühzeit der Universität

Als ich im Mai 1919 meine Lehrtätigkeit in Frankfurt begann, beselte mich aufrichtige Dankbarkeit. Denn das vorangegangene Wintersemester hatte ich noch in Straßburg begonnen, verlor dann aber nach dem Einmarsch der Franzosen meine Professur und durfte es schon als besondern Glücksfall preisen, daß ich sogleich nach Frankfurt berufen wurde und dies desto mehr, weil ich bisher zu den Vielen gehört hatte, die die Gründung dieser neuen Universität für überflüssig hielten. Dieses Vorurteil verflüchtigte sich freilich, als ich das 1906—1915 erstandene Hauptgebäude betrat, dessen für die damaligen Verhältnisse weite und schön ausgestatteten Räume noch keine Spuren der Abnutzung zeigten. Aber wesentlich war die Freundlichkeit, mit der mich die Kollegen der Philosophischen Fakultät in ihren Kreis aufnahmen.

Vorläuferin der Universität war bekanntlich die 1901 gestiftete „Akademie für Sozial- und Handelswissenschaften“ gewesen. Ihr Gründer, der Oberbürgermeister Franz Adickes, der unbeirrbar auf eine Universität zusteuerte, verwandte von Anfang an einen Teil der ihm zur Verfügung gestellten Stiftungsmittel auch für Lehrstühle einer künftigen Philosophischen Fakultät. Der aus Zürich berufene Professor der Romanischen Philologie, Heinrich Morf (gest. 1921), wurde sogar der erste Rektor der Akademie. Ebenso bestand schon 1901 der Lehrstuhl für Englische Philologie, den als erster Francis Curtis innehatte. Zu ihnen trat 1904 als Professor für Deutsche Philologie Friedrich Panzer (auch er von 1911 bis 1913 Rektor), 1906 als



Matthias Gelzer
Rektor 1924—25

Professor der mittleren und neueren Geschichte der warmherzige und die nationalliberalen Ideale seiner Jugend treu bewahrende Georg Kuntzel (gest. 1945). Als Morf nach Berlin ging, folgte ihm 1911 Matthias Friedwagner, ein gütiger und humorvoller Österreicher. Von ihm berichtete die Anekdote, daß er es nicht übers Herz brachte, einen Examenskandidaten durchfallen zu lassen, und daß ihn, als einmal zu arge Ignoranz auch ihm keinen andern Ausweg offenließ, der betroffene Prüfling auf dem Nachhauseweg begleiten und trösten mußte. Seit 1910 gehörte dem Lehrkörper der Philosoph Hans Cornelius an, ein Enkel des Malers, mit einem eindrucksvollen, schönen Denkerkopf. Man erzählte, daß er im November 1918 mit einer roten Schärpe in der Universität erschienen sei. Ferner gab es schon einige Privatdozenten. Von ihnen erhielt bei der Eröffnung der Universität Fedor Schneider (gest. 1931) das Extraordinariat für geschichtliche Hilfswissenschaften, 1923 das 2. Ordinariat für mittlere und neuere Geschichte, und der Pfarrer der deutsch-reformierten Gemeinde Erich Foerster eine Honorarprofessur für Kirchengeschichte.

Als ich in die Fakultät eintrat, war Panzer Dekan, in seinem Fach ein Meister, der leider schon 1920 einen Ruf nach Heidelberg folgte. Im übrigen wurde das Bild der Fakultät geprägt durch die 1914 neu an die Fakultät Berufenen. Von der Akademiezeit her wirkte bei einigen älteren Fakultätsmitgliedern noch die Vorstellung nach, durch Weitherzigkeit Studenten anzuziehen. Besonders der Pädagoge und Stadtrat Julius Ziehen, persönlich ein wahrer Polyhistor, befürchtete von strenger Handhabung der Promotionsbestimmungen schlimme Folgen für den Besuch der Universität. Demgegenüber lag den Neuberufenen vor allem daran, der Fakultät im Chor der älteren Schwestern die gebührende Achtung zu verschaffen. Unter ihnen stand zuvorderst der damalige 60jährige klassische Philologe Hans v. Arnim (gest. 1931), ein preußischer Edelmann im besten Sinn des Worts, schon äußerlich eine imponierende hohe Gestalt, wissenschaftlich vor allem berühmt als Erforscher der griechischen Philosophie und selbst ein lebendiges Beispiel „großer Gesinnung“ im Stil eines antiken Philosophen. Er war vorher viele Jahre einer der angesehensten Universitätslehrer Wiens gewesen und hatte seine Stellung hauptsächlich darum aufgegeben, damit seine Söhne

matische Abhandlungen Schwieterings neue Wege und Ziele. Heute ist die soziologische Methode der sogenannten „Schwietering-Schule“ nicht mehr wegzudenken aus dieser Disziplin.

Im Lebensgefüge einer Hochschule ist es nicht unwesentlich, welches Bild der Student von seinem Professor hat. Gilt doch das alte „Vox populi — vox Dei“ nicht erst seit den Tagen der modernen Demoskopie. Als Schwietering 1932 nach Frankfurt berufen wurde — die frische Natürlichkeit seiner Frankfurter Germanisten überraschte ihn zunächst —, wahrte es nicht lange, bis ein volkläufiger Name für ihn gefunden war. Seinen Seminarstudenten galt er als „der Meister“. Daß dieser mittelalterliche Ehrentitel zu Recht bestand, ging ihnen immer mehr auf, wenn bei seinen Interpretationen die spröden mittelhochdeutschen Texte aufleuchteten, Parzivals Weg zum Gral transparent wurde und Heinrich von Morungens Minnelieder sich zum Zyklus rundeten. Aber das ästhetische Vergnügen war für den Studenten nur nach harter Arbeit zugänglich, er lebte in der Furcht des Herrn, die ja der Weisheit Anfang ist. Vor allem der Schwieteringsche Doktorand erfuhr die unerbittliche Härte geistiger Arbeit. Seine Dissertation wuchs heran durch eine Reihe von Verzweigungen, im steten Ringen mit dem sprachlichen Ausdruck. Daß er nicht unterging dabei, sondern immer höher stieg, lag an der straffen geistigen Führung seines Doktorvaters, der intuitiv erfaßte Leitziele auf den beschwerlichen Weg stellte und immer wieder zum Wagnis selbständiger Forschung ermutigte.

Geburtstage sind Tage der Freude, der Besinnung und des Dankes. Aus ganzem Herzen grüßen die Frankfurter Germanisten und Volkskundler ihren verehrten Lehrer.

M. H.

nicht im österreichischen Heer dienen mußten. Im Jahr 1916 wurde er einer der ersten Rektoren.

Ebenfalls von Wien waren Hans Schrader, der Archäologe (gest. 1948) und Walter Otto, der Latinist, gekommen. Schrader, als Archäologe einer der letzten Klassizisten, von feinstem künstlerischem Geschmack, baute im 4. Stock, wo sich heute das Rechtswissenschaftliche Seminar befindet, eine sehr reizvolle Sammlung von Gipsabgüssen auf. Sie bot im wesentlichen nur Originalwerke der großen griechischen Kunst des 5. und 4. Jahrhunderts. Leider nötigte ihn Krankheit schon 1930 zu vorzeitiger Emeritierung und bald mußte wegen Raummangel das Gipsmuseum in ein Haus an der Bockenheimer Landstraße verlegt werden, wo es 1944 zugrunde ging. Nur der im Lesesaal des Rechtswissenschaftlichen Seminars eingemauerte Parthenonfries erinnert noch an die ursprüngliche Zweckbestimmung des Raums. Der heute in Tübingen lebende W. Otto wurde weit über die Fachkreise hinaus berühmt durch sein Buch über die Griechischen Götter. Er nahm 1935 einen Ruf nach Königsberg an.

Der Kunsthistoriker Rudolf Kautzsch (gest. 1945) kam von Breslau. Er war vor allem Erforscher der mittelalterlichen Baukunst und bildete im Lauf der Jahre eine namhafte Schule junger Fachgenossen heran. Im Jahr 1920/21 war er Rektor. Als im Frühjahr 1921 die Franzosen Frankfurt besetzten, gelang es ihm, die Beschlagnahme der Universität wieder rückgängig zu machen.

Lidingöer Abendlied

Ein Pastoral

Weizengelb ist Dein Haar
und die nackten Schultern sonnenverbrannt.
Vergessen, vergessen.
Ich kann nicht.

Vom Steingarten hinauf in den Brunnenhof steigen wir.
Hoch und verstaubt steht über der Bucht die Kassiopeia.

Vergessen, vergessen.
Ich kann nicht.

Ein Faun murmelt im Schilf auf seiner Syrinx.
Ich bitte den Wind, im Herbst Dir Ahornblätter zu schenken,
Rötelspur des Frosts auf dem grünen Wachs.

Vergessen, vergessen.
Ich kann nicht.

Goldener Friede,
Name einer Schenke in der alten Stadt,
bedeutet für mich, Belmann noch einmal singen zu hören,
Ulla, Movitz und all die andern.
Verspielter Barock.
In Frankfurt blieb nur die Fassade des Römers erhalten
und ich frage mich:

Wie lange sagen sie noch:
Nie mehr?

Ich kann nicht vergessen.
Weder über dem Goldkies draußen bei Västerbronnen,
noch bei der band auf Skansen,
die so unvergleichlich den St. Louis Blues improvisierte.
Deine Hand neben mir wird zu verblichenem Elfenbein-
schmuck.

Was weißt Du von alledem:
Von den Freunden, die die SS erschoss,
weil sie sich weigerten, weiterzumachen bis zum bitteren
Ende,

und von denen, die in Aue an Tuberkulose starben.
Was weißt Du von ihnen?
Du, lilla,
kleines Mädchen aus einem anderen Lande.
Und ich mag Dir nichts davon sagen.
Ich weiß, Du kennst nur den Wind und den Tanz —
und doch zähmst Du manchmal das Flügelpferd
meiner Erinnerung.

Diese Steine, sagte der Führer am düsteren Platz
vor der Börse,
sind gerötet vom Blut der siebzig Adligen,
die die Dänen hinrichten ließen,
weil sie sich ihnen nicht unterwerfen wollten.
Immer noch gerötet?

Gelegentlich werden die Farben wohl aufgefrischt?
(Jeden Sommer, wenn die Touristen kommen.)
Die Möven schreien über dem Wasser.
Der ewige Hunger.
Wie blaß Deine Lippen sind...
Bei uns schickten sie noch vor ein paar Jahren
Tausende in die Verbrennungsöfen.

Vergessen.
Beinahe schon... vergessen.
Grausam und heidnisch ist die Maske, die ich für Dich
bestimmte.

Die Unschuld bedarf der Verkleidung in unserer Zeit.
Die Hunde und die Stirnbinde der Artemis.
Das Einhorn als Wappentier
und als Wahlspruch:
Mon seul désir.
Wie schön der Abend heute ist...! Ein paar Tausend in die
Verbrennungsöfen.

Vergessen, vergessen.
Verflucht, ich kann nicht.

Hans Christian Kirsch

Aber noch mehr Sorge bereitete ihm die Not der zunehmenden Inflation. Sie war für die junge Universität lebensgefährlich, da ihr Haushalt ganz auf Stiftungskapitalien beruhte, deren Erträge sich so entwerteten, daß Staat und Stadt um Hilfe gebeten werden mußten. Mit seiner reichen akademischen Erfahrung und seinem lauten Gerechtigkeitsinn genoß er fortan besondere Autorität.

Der Orientalist Joseph Horowitz, ein großer Gelehrter von zurückhaltendem Wesen, hatte vorher 9 Jahre lang an einer mohammedanischen Universität in Indien die arabische Philologie vertreten und wußte sehr interessant von seinen dortigen Erlebnissen zu berichten. Als er 1931 einem Schlaganfall erlag, war die Trauer groß. Doch mochte man ihm später gönnen, daß ihm das Jahr 1933 erspart blieb.

Vor meinem Eintritt in die Fakultät war das jüngste Mitglied Julius Petersen (gest. 1941), vorher Professor der neueren deutschen Literaturgeschichte in Basel, liebenswürdig und geschäftsgewandt, so daß ihn die Fakultät gern für Aufträge in- und außerhalb der Universität abordnete. Als er 1921 nach Berlin berufen wurde, fiel mir dieses Erbe zu und schon 1922/23 das Dekanat. Rektor war der heute noch in alter Frische unter uns weilende Zoologe Otto zur Straßen.

Das preußische Ministerium für Erziehung und Volksbildung hatte 1921 durch einschneidende Erlasse die als reaktionär geltenden Satzungen der Universitäten dem demokratischen Zeitgeist angepaßt. Während die Emeriti ihr Stimmrecht verloren, erhielten die Nichtordinarien eine Ständevertretung in Fakultät und Concil und als neues Organ wurde die Studentenschaft beigefügt. Nun galt es, die neue Ordnung in die bisherigen Satzungen einzubauen. Gerne erinnere ich mich der Eleganz, mit der unser Rektor damals in einigen Sitzungen mit den Dekanen diese Aufgabe meisterte. Seitdem lebte man nach dieser Verfassung. Doch war sie seltsamer Weise 1933 vom Ministerium noch nicht genehmigt. So mußte man sich, als man 1946 wieder zur Rechtsordnung zurückkehren wollte, wiederum an diesen Entwurf halten.

Im übrigen stand das Jahr im Zeichen der Inflation. Als ich im Herbst meine Dekanatsgebühren empfing, eilte ich in die Stadt und konnte eben noch ein Pfund Pflaumen damit kaufen. Desto wichtiger war darum, daß Anfang 1923 der Fortbestand der Universität durch einen Vertrag gesichert wurde, in dem sich das Land Preußen und die Stadt Frankfurt verpflichteten, das alljährlich zu deckende Haushaltsdefizit je zur Hälfte zu übernehmen. Erst am 11. November 1953 ist das Land Hessen in einem entsprechenden Staatsvertrag an die Stelle Preußens getreten.

Matthias Gelzer

Kulturanalytiker

Mit Leo Frobenius, dem Begründer des „Forschungsinstitutes für Kulturmorphologie“ kam 1925 an die Frankfurter Universität ein Mann, dessen Denk- und Forschungsart der völkerkundlichen Wissenschaft ein neues Gesicht gab. Die vielseitige Lebendigkeit seines Geistes führte ihn von seinen ersten Forschungen in Afrika — auf dessen kulturellen Reichtum er immer wieder nachdrücklich hingewiesen hat — zu philosophischen Überlegungen über die kulturellen Wachstumsgesetzlichkeit im Bau der Menschheitsgeschichte. „Kultur“ war ihm eine „Gestalt“, die in ihrem Wesen und ihrem Werden eine Ganzheit bildet. Diese kulturmorphologische Methode hat in der Folgezeit nicht nur sein eigentliches Fachgebiet — die Ethnologie — in neue Bahnen gelenkt, sondern auch auf andere Zweige der Wissenschaft eingewirkt. Seine Schau vom Wesen der Kulturen wird durch die von ihm gegründete „Deutsche Gesellschaft für Kulturmorphologie“ und die Zeitschrift „Paideuma, Mitteilungen zur Kulturkunde“ weitergetragen. 1932 trat Frobenius als Honorarprofessor für „Völker- und Kulturkunde“ endgültig in den Verband der Philosophischen Fakultät. 1934 übernahm er die Leitung des Städtischen Museums für Völkerkunde, dessen Sammlungen im alten, 1944 in Trümmer gesunkenen Thurn und Taxis'schen Palais in der Eschenheimer Straße beheimatet waren. Am 9. August 1938 schied er aus dem Leben, doch sein Werk besteht in dem von ihm geschaffenen Institut fort, das seit 1945 seinen Namen trägt: Frobenius-Institut an der Johann Wolfgang Goethe-Universität.

1924 wurde ein Lehrstuhl für Sinologie geschaffen und mit einem der besten Kenner chinesischer Lebensart und Philosophie, Richard Wilhelm, besetzt. Sein langjähriges Wirken an verschiedenen Bildungsstätten Chinas machte ihn zum berufenen Vertreter der Chinakunde und Begründer des „China-Institutes“. Die weltberühmte Sammlung des Instituts, sein eigenes Werk, ist durch den Bombenkrieg restlos vernichtet worden. In der Zeitschrift „Sinica“ wirkte Richard Wilhelm für eine Verständigung zwischen Ost und West und wurde in seinen Werken über Laotse und Konfuzius, über die Geschichte der Literatur und Kunst Chinas zum bedeutsamen Interpreten östlichen Geisteslebens. Zu früh verstarb er am 1. März 1930.

M. Klein



FISCHER BÜCHEREI

Soeben erschienen die Bände

55. WILLIAM SAROYAN: Ich heiße Aram

56. R. K. GOLDSCHMIT-JENTNER:
Begegnung mit dem Genius

57. HERMANN BROCH: Esch oder die Anarchie

58. ANDRÉ GIDE: Die Schule der Frauen

Jeder Band DM 1.90

Die Vorgeschichte der Johann Wolfgang Goethe-Universität

Von Dr. med. August de Bary

Dem Gedanken, in Frankfurt eine Universität zu gründen, begegnen wir erstmals am Ende des 14. Jahrhunderts. Damals bestanden bereits zwei deutsche Universitäten, nämlich zu Prag (1347) und in Wien (1369), während im Westen Deutschlands eine Universität fehlte, und die Studierenden aus diesem Landesteil — neben Bologna — die Universität Paris besuchten. Dort war es anlässlich der doppelten Papstwahl (Urban VI. und Clemens VII.) zu einer Spaltung in der Studentenschaft gekommen. Diese führte 1383 zu einem Exodus der deutschen Studenten, welche den Plan mitbrachten, im Westen Deutschlands eine Hochschule zu gründen. Auf welche Weise dabei die Stadt Frankfurt in diese Absichten einbezogen wurde, darüber fehlen die Angaben. Es findet sich lediglich in dem „Städtischen Rechenbuch von 1383“ unter dem Datum des 20. Februar 1384 folgender Eintrag:

„Item 3½ Gulden eyne schulder zu lauffen geyn Ludyche an den kenzler von Parys umb das studium von Parys geyn Frankfort zu legen, alss he dry wochen da lag unde eyn entworre wartete“.

Danach hat also der Rat einen Studenten nach Lüttich geschickt, um dem dort verweilenden Kanzler der Pariser Universität den Vorschlag einer Verlegung der dortigen Hochschule nach Frankfurt zu unterbreiten. Der Student mußte drei Wochen auf die Antwort des Kanzlers warten und dann unverrichteter Sache zurückkehren. Außer dieser Eintragung findet sich in den Akten der Stadt nirgends eine Notiz über den Vorgang. Anscheinend haben zu der gleichen Zeit auch andere Stellen den Plan einer Universitätsgründung aufgegriffen. In Sonderheit war es der Kurfürst Ruprecht von der Pfalz, der auch 1383 entsprechende Schritte unternahm. Er erhielt Ende 1384 die päpstliche Bestätigung für die Errichtung einer Hochschule in Heidelberg und konnte dort 1386 die Universität eröffnen. In kurzer Folge kam es dann zur Gründung der Universitäten Köln (1388) und Erfurt (1392), während die Stadt Frankfurt durch den Krieg mit der benachbarten Ritterschaft hart bedrängt wurde und etwaige Hochschulpläne fallen lassen mußte.

In der späteren Zeit haben die neuerstandenen Universitäten den Bedarf für die deutschen — und damit auch für die Frankfurter — Studenten gedeckt; für die letzteren kam noch 1477 die Gründung der Universität Mainz hinzu. Auch bewegten sich die Absichten des Rates der Stadt Frankfurt in einer anderen Richtung. Die Lage der Stadt an der Kreuzung der großen Handelsstraßen in west-östlicher und nord-südlicher Richtung prädestinierte sie zur Handelsempore und die hier entstandenen Messen verschafften den Bürgern Arbeit und Wohlstand. So trat das Interesse der Bürgerschaft an gelehrten Dingen in den Hintergrund. Das Wort Lersners: „Frankfurt ist principaliter zu der Handlung und nicht zu den studiis gewidmet“, hatte schon in den frühesten Zeiten Geltung.

Auch die Wiederbelebung des klassischen Altertums durch den Humanismus hat in Frankfurt nur langsam ihren bildungsfördernden Einfluß gewonnen, und die 1520 erfolgte Eröffnung der Lateinschule des humanistischen Gymnasiums hat nicht zu der wissenschaftlichen Höhe geführt, wie dies dem Nürnberger Gymnasium beschieden war, welches die Ursprungstätte der Universität Altdorf (später Erlangen) geworden ist. Als 1655 in Frankfurt der Gedanke auftauchte, die Gebäude und Mittel des Katharinen- und Weißfrauenklosters zur Errichtung einer Hohen Schule zu verwenden, auf welcher Philosophie, Philologie und Auszüge des öffentlichen Rechtes gelehrt und in der Medizin anatomische und botanische Übungen veranstaltet werden könnten, verhielt sich der Rat schroff ablehnend und bestimmte die Aufgaben des Katharinenstiftes ausschließlich für caritative Zwecke. Ebenso verhielt sich der Rat, als 1659 die Absicht des Kurfürsten von der Pfalz bekannt wurde, seine Universität von Heidelberg wegzulegen, ja, als 1693 nach der Zerstörung Heidelbergs durch die Franzosen die Universität nach Frankfurt flüchtete und hier bis 1698 eine Bleibe fand, geschah von seiten des Rates nichts, um diese Hochschule in Frankfurt zu halten.

Wenn somit im 16. und 17. Jahrhundert der Gedanke der Errichtung einer Universität in Frankfurt seitens des Rates der Stadt niemals verfolgt worden ist, ja im Gegenteil die führenden Männer dieses Kreises eine feindselige Haltung gegenüber solchen Absichten immer wieder zu erkennen gaben, so konnte doch die Wirkung der Errungenschaften nicht ausbleiben, welche der Humanismus überall auf das kulturelle Leben ausübte. Auch in Frankfurt bezeugte die Bürgerschaft eine lebhaftige Teilnahme an den neuen Bildungsmöglichkeiten. Wohlhabende Bürger, wie die „Graduirten“ (so nannte man damals die Vertreter der akademischen Berufe) richteten sich eigene Bibliotheken ein und befaßten sich durch Selbststudium mit den alten Sprachen, der Philosophie und der klassischen Kunst, wie auch mit den Naturwissenschaften. Hier gaben die Botanik und die Mineralogie Anlaß zur Anlage von Sammlungen und größeren Gärten. Auch wurden Reisen zu Studien und dem Erwerb von Kuriositäten be-

nutzt. So entstand eine vertiefte und verbreiterte Bildung in dem Bürgertum, dessen Vertreter gern ihr Wissen mit Gleichgesinnten austauschten. Ein gutes Beispiel für diese Haltung ist das unter Führung des Privatgelehrten J. F. von Uffenbach entstandene Collegium Eruditorum, wo ein Kreis gebildeter Bürger in regelmäßigen Zusammenkünften durch Vorträge und Vorweisungen die Fortschritte der Naturwissenschaften und der Technik, sowie auch der Kunst und der Literatur betrachtete. Die so gepflegte Erweiterung der Bildung in den Bürgerkreisen ist bestimmend für das geistige Leben der Stadt geworden. Wenn auch nach dem 30jährigen Kriege die lutherische Orthodoxie zuerst hemmend wirkte, so konnten die Bürger doch aus der Teilnahme an der wissenschaftlichen Bildung den Zugang zu einem freiheitlichen selbständigen Denken erringen. Diese Entwicklung bahnte auch den Weg für einen Mann, dessen Wirken für das kulturelle Leben in Frankfurt von dauerndem Einfluß geblieben ist und auch der Grundstein für die Frankfurter Universität wurde: Johann Christian Senckenberg.

Sein Vater, der Arzt Hartmann Senckenberg gehörte zu der Gruppe der Bürger, die sich durch Selbstbildung ein reiches allgemeines Wissen verschaffte. Er hatte sein Haus zu einem Mittelpunkt geistiger Regsamkeit gemacht und betätigte sich neben seinem Berufe mit botanischen Studien. Mit dem Pietisten Ph. J. Spener eng befreundet, bekannte er sich zu den Ideen von Spener's „praktischem Christentum“. Von seinen vier reichbegabten Söhnen stand ihm von früh an Johann Christian besonders nahe. Ihn erzog er zur schlichten Frömmigkeit und weckte in ihm das Interesse an der Heilkunde und den Naturwissenschaften, namentlich zur Pflanzenkunde, ohne dabei eine gründliche Allgemeinbildung zu unterlassen. Diese Saat ist auf einen fruchtbaren Boden gefallen. Der äußere Lebensgang des jungen Senckenberg brachte ihm schwere Prüfungen, die zu einer tiefen Verinnerlichung seines Denkens führten. Er stellte sich die Aufgabe, unter Verzicht auf jeden eigenen Nutzen sein Leben dem Dienste an seinen Mitmenschen zu widmen. Als Arzt wollte er den Kranken ein besonders gründliches Können bieten, das er durch stetige Forschung zu erweitern suchte. Als Arzt wollte er auch an der Verbesserung des Heilwesens mitwirken.

Hier hatten die frankfurter Ärzte (damals 19 an Zahl bei einer Einwohnerzahl von 30 000 Seelen!) unter der Federführung des Vaters Senckenberg anlässlich der vom Kaiser angeordneten Verwaltungsreform der Stadt Frankfurt 1729 Verbesserungsvorschläge für das Gesundheitswesen eingereicht. Sie verlangten zum Zweck der wissenschaftlichen Förderung der Ärzte wie auch zur besseren Ausbildung der Heilgehilfen und der Hebammen ein Theatrum anatomicum, ferner eine Modernisierung des Apothekenwesens und einen Zusammenschluß der Ärzte in einem Collegium medicum, welches der gegenseitigen Fortbildung der Ärzte dienen und mit gewissen Aufgaben der öffentlichen Gesundheitspflege betraut werden sollte. Es ist bezeichnend für die Haltung des Rates der Stadt gegenüber diesen fortschrittlichen Bestrebungen, daß er seine Entscheidung über die Anträge trotz mehrfacher kaiserlicher Anmahnungen 12 Jahre hinauszog, um dann die Forderungen der Ärzte mit fadenscheinigen Gründen abzulehnen!

Im Gegensatz zu der Resignation seiner Kollegen wurde für den jungen Senckenberg dieser Vorgang der Ausgangspunkt eines aktiven Widerstandes. Er machte es sich zur Aufgabe, die als nötig erkannten Verbesserungen des Gesundheitswesens für die Vaterstadt und ihre Ärzte aus eigener Kraft durchzusetzen. Durch den Nachlaß zweier Gattinnen vermögend geworden, stellte er sein ganzes Vermögen in den Dienst seines Vorhabens. Zwanzig Jahre hat Senckenberg an diesem Plane gearbeitet, bis 1763 die Errichtung der Dr. Senckenbergischen Stiftung erfolgen konnte, welcher der Stifter seinen gesamten Besitz übermachte.

Neu und eigenartig war der Grundgedanke dieser Stiftung. In ihr sollten Wissenschaft und Wohltätigkeit verbunden werden. Der Wissenschaft war sie gewidmet mit dem Ziele einer ständigen Erneuerung der Heilkunde. Sie sollte durch Forschung die Erkenntnisse der wissenschaftlichen Medizin verbessern und durch Lehre diese Errungenschaften der Ärzteschaft zugänglich machen. Für diese Zwecke war ein anatomisches Theater, ein chemisches Laboratorium und ein botanischer Garten (hortus medicus) sowie eine bestens ausgestattete Bibliothek vorgesehen. Diesem „Medizinischen Institut“ wurde als Wohltätigkeit für die Bürgerschaft ein Hospital angegliedert, um den Bürgern durch die neuesten Kenntnisse im Bereich der Heilkunde eine besonders gute Behandlung zu gewährleisten. Die in dem Medizinischen Institute gebotenen Einrichtungen entsprachen in Verbindung mit einem Krankenhause allen Anforderungen einer Medizinischen Fakultät jener Zeiten. Senckenberg, der nachträglich noch die Ergänzung seiner Stiftung durch eine geburtshilfliche und eine Kinderabteilung vorgesehen hatte, hat auch selbst als sein Fernziel eine Hochschule

bezeichnet. In seinen Aufzeichnungen findet sich der beachtenswerte Satz:

„Es wird durch diese Stiftung Frankfurt ein Platz werden, der sich zum Studium der Medizin eignet“.

Hier haben wir erstmalig aus dem Jahre 1770 ein positives Bekenntnis eines frankfurter Bürgers zu einer Universität in Frankfurt.

Seitens des Rates fand Senckenberg passiven Widerstand gegen seine Stiftung und seine weiteren Absichten, er vermochte aber, gestützt durch die volle Zustimmung der Bürgerschaft, durch seine Tatkraft und seinen persönlichen Mut, allen boshaften Schikanen des Rates zu begegnen und konnte innerhalb der Jahre von 1766 bis 1772 den gesamten Komplex der Gebäulichkeiten fast vollenden. Sein vorzeitiger Tod durch Absturz am Bau des Hospitales hielt die Fertigstellung des Werkes empfindlich auf. Auch war den auftretenden geldlichen und technischen Schwierigkeiten keinem seiner Nachfolger die gewaltige Energie und der Weitblick des Stifters zu eigen, um die fortschrittsfeindlichen Angriffe des Rates zu bekämpfen. Zu der gleichen Zeit verwarf der Rat übrigens auch die Anregung zur Bildung einer „Akademie der freyen, schönen bildenden Künste und nützlichen Wissenschaften“. Ja, selbst der Versuch, in der Handelsstadt Frankfurt eine Lehranstalt für das Handelswesen zu gründen, wurde von den überkonservativen Vertretern des Patrizierklüngels abgelehnt.

So mußte sich auch die Senckenbergische Stiftung auf einen engen Wirkungskreis beschränken, in welchem die caritativen Leistungen des Bürgerhospitales mehr und mehr in den Vordergrund traten. Dazu kam bald die politische Erschütterung der ganzen Welt durch die französische Revolution, die zwar durch Krieg und Kriegsnot den äußeren Druck ausübte, gleichzeitig aber Raum für einen Aufschwung des geistigen Lebens der Bürger schuf. Als dann nach dem ruhmlosen Ende des „Heiligen Römischen Reiches“ 1806 der Rheinbund unter der Führung des Fürstprimas Dalberg erstand und letzterer seinen Amtssitz nach Frankfurt verlegte, trat das geistige Erwachen der Bürger sehr bald in Erscheinung. Es fand seinen Ausdruck u. a. in einer Eingabe, die ein junger Jurist, Johann Friedrich von Meyer, an den Fürstprimas richtete. Meyer forderte eine Zusammenfassung der in Frankfurt bestehenden kulturellen Einrichtungen zwecks Erweiterung der Bildungsmöglichkeiten zur etwaigen Grundlage einer künftigen Hohen Schule oder Akademie.

Der sehr fortschrittlich denkende Dalberg übergab Meyer's Promemoria seinem „Oberkurat des Erziehungs- und Studienwesens“, welches die Eingabe jedoch nicht zur unmittelbaren Ausführung empfahl. Unter dem Eindruck der gegebenen Anregungen bildete sich aber unter Dalberg's eigener Initiative 1808 die Museums-gesellschaft, ein Verein, der sich die Pflege aller künstlerischen und wissenschaftlichen Bestrebungen zur Aufgabe machte. Des weiteren entstand noch im Zeitabschnitt des Primatialstaates auf Dalberg's Betreiben als erste Neuerung im Bildungswesen in Frankfurt die Architektenschule. Nachdem dann das Großherzogtum Frankfurt gebildet und Dalberg sein Regent geworden war, konnte er mit Hilfe des Schulgesetzes vom 1. 2. 1812 weitergreifende Pläne verwirklichen, nämlich die Gründung einer Landesuniversität.

Diese Großherzoglich Frankfurtsche Landesuniversität hatte, nach französischen Grundsätzen ausgestaltet, „als allgemeines wissenschaftliches Lehrinstitut mehrere nach Orten gesonderte Spezialschulen“. Sie setzte sich aus folgenden Teilen zusammen:

1. Lyceen in Frankfurt, Aschaffenburg und Fulda;
2. der Universität in Aschaffenburg, wohin bekanntlich nach der Auflösung der Mainzer Universität der Torso der letzteren verlegt worden war. Sie umfaßte drei Sektionen, eine Katholisch-theologische, eine Sektion für Philosophie, Ästhetik, Physik, Mathematik, Geschichte und Philologie;
3. eine Juristische, aus welcher später die Spezialschule für Rechtswissenschaft in Wetzlar gebildet wurde;
4. der Medizinisch-chirurgische Spezialschule in Frankfurt.

Die Lyceen sollten „Übergangsanstalten von den Gymnasien zu den Berufswissenschaften bilden und den Geist des Studierenden zu höherer intellektueller Kultur erheben und ihn zu einer wissenschaftlichen Behandlung der wichtigsten Gegenstände des menschlichen Denkens gewöhnen“.

Die Wahl Frankfurts zum Sitze der medizinisch-chirurgischen Spezialschule geht nicht zuletzt auf die Eingabe Meyer's zurück, welche die Aufmerksamkeit des Oberkuratels auf die frankfurter Krankenhäuser und die wissenschaftlichen Einrichtungen der Senckenbergischen Stiftung gelenkt hatte. Außerdem betätigten sich seit 1793 die Mainzer Professoren Wenzel und Sömmering ärztlich

in Frankfurt. Als Leibarzt Dalberg's dürfte Wenzel auf diesen bei der Wahl Frankfurts eingewirkt haben.

Nach sachlicher Prüfung und dem Abschluß einer vertraglichen Vereinbarung mit der Senckenbergischen Stiftungsadministration ordnete dann der Leiter des staatlichen Unterrichtswesens Th. Pauli im Namen des Großherzogs die Errichtung der Medizinischen Fakultät in den Räumlichkeiten der Stiftung an. Prof. Wenzel wurde zum Rektor ernannt, neben ihm 8 Professoren berufen, ein Lehrplan aufgestellt und die Eröffnung der medizinisch-chirurgischen Schule für den Herbst 1812 angekündigt. Sie erhielt die offizielle Benennung „Großherzogliche Medizinisch-chirurgische Schule in Frankfurt“. Die Umschrift ihres Siegels lautete: Universitas magn. ducat. Francfurt. facultas medico-chirurgica. Am 9. November 1812 fand eine gemeinsame Eröffnungsfeier für das Lyceum und die medizinische Anstalt statt. Die Zahl der Medizinstudierenden betrug 42.

Die Lebensdauer der Fakultät war kurz. Mit dem Zusammenbruch der Weltherrschaft Napoleons ging auch das Großherzogtum Frankfurt und seine Landesuniversität unter. In Frankfurt übernahm der alte reaktionäre Rat die Staatsführung. Eine seiner ersten Maßnahmen war die Aufhebung der Medizinischen Schule. Die Bemühungen der Professoren, die Anstalt als eine Stätte der Forschung und Lehre für die freie Reichsstadt zu erhalten, scheiterten, trotz wärmster Fürsprache des von den Verbündeten als Generalgouverneur eingesetzten Freiherrn vom Stein, an dem hartnäckigen Widerstand des Rates und dessen Wortführers, des Stadtschultheißen v. Günderrode. In einem im Ton sehr gehässigen Schreiben teilte dieser dem Freiherrn vom Stein den ablehnenden Beschluß des Rates mit. Am Ende des Briefes stand der denkwürdige Satz:

„Der Flor hiesiger Stadt kann sich nur im Emporkommen des Handels gründen und sie muß wissenschaftliche gelehrte Bildung anderen Städten überlassen.“

Die Bürger dachten anders. Wenn sie auch der „französischen“ Hochschule nicht nachtrauerten, so ging ihr Streben doch nach der Erlangung der gesellschaftlichen und konfessionellen Gleichstellung danach, durch eigene Teilnahme an den Fortschritten der Wissenschaft und Technik der Allgemeinheit verbreiterte Bildungsmöglichkeiten und einen kulturellen Aufstieg zu bereiten. Eine gute Stütze fanden diese Bemühungen durch Goethe, der nach einem längeren Besuch seiner Vaterstadt 1816 in einer Schrift: „Kunstschätze am Rhein, Main und Neckar“ sich mit den kulturellen Zuständen in Frankfurt befaßte. Nach besonderer Würdigung der Einrichtungen der Senckenbergischen Stiftung empfahl er den zeitgemäßen Ausbau der Stiftung für Bildungszwecke und schrieb mit deutlicher Spitze gegen die Verlautbarung des Rates:

„daß einer freien Stadt ein freier Sinn gezieme, und daß man bei einem erneuten Dasein sich vor allen Dingen von veralteten Vorurteilen zu befreien habe. Es geziemt Frankfurt, von allen Seiten zu glänzen und nach allen Seiten hin tätig zu sein“.

In rascher Folge entstanden nun 1816 die „Gesellschaft zur Beförderung der nützlichen Künste und veredelnden Wissenschaften“ (heute die Polytechnische Gesellschaft), 1817 die Senckenbergische Naturforschende Gesellschaft und der Gelehrtenverein für die deutsche Sprache, 1824 der Physikalische Verein. Durch die 1816 eingeführte freisinnige Verfassung der Freien Reichsstadt Frankfurt

wurde der Bürgerschaft ihre Betätigung an allen Aufgaben des geistigen Lebens sehr erleichtert. So konnte sich in der Folgezeit, an die Senckenbergische Stiftung angelehnt und auf ihrem Gelände am Eschenheimer Tor ein Mittelpunkt aller naturwissenschaftlichen und medizinischen Bestrebungen in Frankfurt entwickeln, dem man gelegentlich den Namen einer „geheimen Akademie“ gegeben hat. Wissenschaftliche Leistungen und Forschungsergebnisse haben diesem gelehrten Condominium in der ganzen Welt einen guten Namen gemacht. In Frankfurt trat sein Wirken nicht so sehr in die Öffentlichkeit, weil die Stadt als Sitz des Bundestages der Mittelpunkt der deutschen Politik und durch die damit zusammenhängende Geldwirtschaft wieder ein Ort geworden war, der „principaliter zu der Handlung gewidmet ist“. Trotzdem ging die Idee einer frankfurter Universität im Gedankenleben der Akademiker nicht unter. Lorenz Oken sprach 1825 aus, daß im Senckenbergischen Institut mit der Naturforschenden Gesellschaft und dem Physikalischen Verein Möglichkeiten des Unterrichtes gegeben seien, die dem einer medizinischen Fakultät zu vergleichen seien; aber ein offenes Bekenntnis für die Notwendigkeit einer Universität am hiesigen Platze wurde für eine lange Zeit nicht wieder ausgesprochen.

Erst 1848 während der Nationalversammlung tauchte der Plan erneut auf, in Frankfurt als der Hauptstadt des Bundes eine Hochschule zu gründen. Eine Anzahl jüngerer Gelehrter, teilweise Mitglieder des Parlamentes beabsichtigten, den „22 alten Ruinen“ die „Allgemeine deutsche akademische Universität“ gegenüberzustellen, die, von der Nationalversammlung beschlossen und den Interessen der deutschen Nationalerziehung zugewendet, die Autonomie der Wissenschaft und die volle Lehrfreiheit ausgestalten sollte. In den letzten Augusttagen 1848 wurde dieser Plan von den Initiatoren unter geringer Teilnahme anderer Gelehrter beraten. Sein Schicksal gleicht demjenigen des 48er Parlamentes. Viele schöne Gedanken und große Worte scheiterten auch hier an der Nüchternheit des Alltages.

Auch bei der Gründung des Freien deutschen Hochstifts im Jahr 1859 wurde anfangs von einem freien Gelehrtenhof und einer freien Hochschule geredet, aber auch hier ließ die Wirklichkeit keinen Raum für solche Träume. Eine anlässlich des deutschen Schützenfestes 1862 gegebene Anregung zur Gründung einer Hochschule wurde in die Richtung einer „Akademie für Handel und Gewerbe“ geleitet, aber auch dieser Versuch konnte nicht zum Ziele gebracht werden.

Zu einer lebhaften Aussprache in der Öffentlichkeit kam die Frage der Errichtung einer Universität in Frankfurt im Herbst 1866. Damals hoffte die Bürgerschaft, daß Preußen als Ersatz für den Verlust des Bundestages und der mit ihm der Stadt gegebenen deutschen und europäischen Stellung entweder in Frankfurt eine neue Universität errichte oder eine solche nach Frankfurt verlege. Auch die Tagespresse Frankfurts sowie anderer Städte befaßte sich mit diesen Plänen, welche bei den Frankfurtern zuerst lebhafteste Zustimmung fanden, während das von der Verlegung bedrohte Marburg lauten Widerspruch erhob. Bald aber entstanden auch in der frankfurter Bürgerschaft wirtschaftliche und politische Beden-

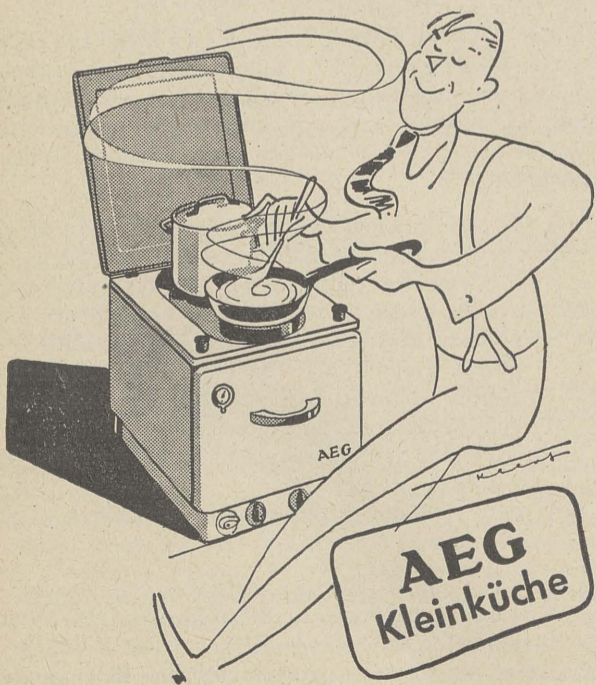
ken, gegen welche Männer der geistigen Führungsschicht, wie Jügel, Lucae, Kriegk den Hinweis nicht durchsetzen konnten, welch großes Glück sowohl in materieller, wie geistiger Hinsicht eine Universität in der Stadt für die Zukunft bedeute. Da auch in Berlin die günstige Stimmung für Frankfurt angesichts der selbstbewußten Haltung der frankfurter Unterhändler für die Bereinigung der wirtschaftlichen Kriegsfolgen sehr bald nachließ, verstummte noch vor dem Ende des Jahres 1866 die Erörterung des Universitätsplanes.

Zwei Jahre später kam der Zivilgouverneur für Frankfurt, Freiherr v. Patow, im preußischen Landtag auf die Frage zurück, in dem er beantragte, die Universität Marburg nach Frankfurt zu verlegen. Während die frankfurter Handelskammer diesen Plan befürwortete und die gebildeten Kreise ihn unterstützten, widersprach der demokratische Wahlverein dem Projekte, welches im Abgeordnetenhaus auch vom Kultusminister aus politischen Erwägungen abgelehnt wurde.

Es ist wesentlich, daß — von den historisch unklaren Verhandlungen von 1884 abgesehen — keine Aktenvorgänge erhalten sind, welche ein aktives Interesse des Rates oder später des Senates und des Bürgerkollegs an der Gründung einer Universität beweisen. Es waren jeweils freie Bürger, denen der kulturelle Aufstieg der Vaterstadt am Herzen lag, die über den Augenblick hinaus zu denken wußten und in einer Hochschule ein kostbares Gut für die Zukunft Frankfurts erblickten.

Mit der Ablehnung des Patow'schen Antrages war das Thema „Universität Frankfurt“ für lange Zeit aus der öffentlichen Aussprache ausgeschieden. Die politischen Wandlungen in Deutschland nach der Reichsgründung drängten Einzelprobleme in den Hintergrund und gerade in Frankfurt nahm die Neuordnung der gesamten kommunalen Verwaltung das öffentliche Interesse und auch die städtischen Mittel vollauf in Anspruch. So beschränkten sich die Betrachtungen über die etwaige Bildung einer wissenschaftlichen Akademie auf einen engen Kreis, in welchem sich zwei Gruppen ausbildeten. Einerseits war es der Mittelpunkt der naturwissenschaftlich und medizinisch tätigen Geistesarbeiter auf dem Senckenberg-Gelände am Eschenheimer Tor, von welchen der Gedanke ausging, ihrem Forschen durch den Zusammenschluß in Form einer Akademie größeren Erfolg zu sichern. Andererseits gingen die Bemühungen des zu einer neuen Einrichtung schreitenden Freien deutschen Hochstiftes von seiten der Geisteswissenschaften auf ein solches Ziel. Auch wurde ein Zusammenschluß beider Richtungen erwogen. Erst 1882 tauchte wieder der Gedanke einer „freien“ Universität auf durch eine Aufforderung L. Büchners, der diese Hochschule aus dem Hochstift entwickelt sehen wollte. Aber seine Anregung fand in der Öffentlichkeit keinen Anklang. Ebenso fand eine 1892 erschienene Denkschrift des frankfurter Journalisten O. Kanngießer „Frankfurts Gegenwart und Zukunft“ zunächst wenig Beachtung. In dieser Schrift machte Kanngießer den Vorschlag, in der Geburtsstadt Goethe's eine Anstalt zu schaffen, die einen neuen Hochschultypus darstelle, welcher unter Benutzung der vielen vorhandenen, zersplittert arbeitenden Anstalten und Vereine der höheren Ausbildung für das praktische Leben diene.

Und doch hat die Denkschrift Kanngießers entscheidende Bedeutung für die Gründung der Universität gewonnen. Oberbürgermeister Dr. Adickes schreibt in



Auch der Junggeselle

kann dank der praktischen AEG-Elektro-Kleinküche nun selber nach Herzenslust kochen, braten, backen und grillen. Gerade Alleinlebende, aber auch die kleine Familie gewinnen selbst in beengtester Wohnung durch sie mehr Unabhängigkeit, Raumparend und leistungsfähig; das sind die Kennzeichen der AEG-Kleinküche.

ALLGEMEINE ELEKTRICITÄTS-GESELLSCHAFT
6208

Über ein halbes Jahrhundert Hoch- und Niederspannung

SCHALTANLAGEN
SCHALTGERÄTE
INSTALLATIONSMATERIAL
ELEKTROWÄRMGERÄTE



VOIGT & HAEFFNER AG
FRANKFURT MAIN

Luise Pollinger
PAPIER · BÜROBEDARF · DRUCKSACHEN
Schreibmaschinen und Schreibmaschinen-Reparaturen

KOLLEG-BEDARF
Füllhalter · Luxuspapiere · Geschenke
Büro-, Zeichen- und Schulartikel
Füllhalter-Reparaturen innerhalb 24 Stunden in eigener Werkstatt

Frankfurt am Main, Bockenb. Landstr. 131
(nächst der Universität) Fernruf 755 89

RÖMER
Klischees

- Strichätzungen
- Farbätzungen
- Autotypien
- Galvanos
- Rotaprintfolien
- Matern · Stereos

RÖMER KLISCHEEANSTALT GMBH FRANKFURT / M
Mainzer Landstraße 216
Ruf 34672

seinen „persönlichen Erinnerungen zur Vorgeschichte der Universität“, daß er in Kenntnis der gescheiterten Hochschulpläne von 1866 von den Gedankengängen Kanngießers sehr beeindruckt worden sei. „So wenig ich zunächst zu übersehen vermochte, ob in den Vorschlägen ein wirklich beachtenswerter Kern stecke, so prägen sie sich mir doch tief ein“.

Adickes, ein Mann von ungewöhnlicher Geistesgröße, besaß die Fähigkeit, eine ihm vorkommende Fragestellung mit außerordentlicher Schnelligkeit bis zu ihrem innersten Kern zu durchschauen und mit Hilfe seiner großen Erfahrung und der Gabe raschster Kombination sogleich eine weitschauende Planung zu finden. Dank seiner überragenden Redekunst vermochte er für seine Ziele überzeugend zu wirken und aus anfänglichen Gegnern begeisterte Mitarbeiter zu machen.

Bald nach seinem Amtsantritt hatte Adickes die aufziehende Gefahr für die Geltung Frankfurts innerhalb der deutschen Wirtschaft erkannt. Die zunehmende Ablösung der privaten Bankgeschäfte durch die nach der Reichshauptstadt tendierenden Großbanken bedeutete, zumal nach dem Wegfall des Hauses Rothschild, für Frankfurt den Verlust seiner Stellung auf dem internationalen Geldmarkt. Diesen Verlust auszugleichen, erschien Adickes als eine wichtige Aufgabe. Um sie zu lösen, überprüfte er die vorgefundenen Möglichkeiten. Neben einem verstärkten Ausbau der Industrie und der Verkehrs erblickte Adickes in den vorhandenen kulturellen Einrichtungen eine günstige Gelegenheit, Frankfurt zu einem Mittelpunkt des deutschen Geisteslebens zu machen. Er war sich darüber klar, daß ein so hohes Endziel nur schrittweise erreicht werden konnte, trat aber sehr bald an die Verwirklichung der Absicht heran.

Hier standen ihm zwei Grundpfeiler zu Gebote. Die Notwendigkeit einer Modernisierung der Krankenanstalten und die vorgesehene Erweiterung der ärztlichen Ausbildung um ein (sog. praktisches) Jahr wurden Adickes Anlaß zur Planung einer medizinischen Schule. Neben kommunalen Vorarbeiten trat er schon 1895 in Verbindung mit der Senckenbergischen Stiftung, um die Einrichtungen derselben und ihrer Tochtergründungen in seine Zwecke einzubeziehen. Nach erhaltener Zusage wurde nicht nur der Ausbau der städtischen Kliniken mit Nachdruck betrieben, Adickes konnte auch die Errichtung des Institutes für Experimentelle Therapie in Frankfurt erwirken, so daß an der Jahrhundertwende die Vorbedingungen für die Errichtung einer Akademie für Praktische Medizin vorhanden waren.

Der zweite Grundpfeiler lag im Gebiete der Volkswirtschaft. Hier hatte der Großkaufmann W. Merton wertvolle Vorarbeit geleistet mit der Gründung des „Institutes für Gemeinwohl“, welchem er die Aufgabe gestellt hatte, eine Station für Volks- und Wirtschaftskunde zu werden. Indem es 1897 Adickes gelang, diese Ziele des Institutes mit den Absichten der Handelskammer, eine Handelshochschule zu gründen, in harmonischen Einklang zu bringen, waren die Gegebenheiten für die Neugründung gefunden. Sie sollte Akademie für Sozial- und Handelswissenschaften heißen. Kommunalpolitische Erschwerungen verzögerten die Vollendung des Werkes, jedoch konnte 1901 die Eröffnung der Akademie stattfinden. Sie entwickelte sich glücklich und konnte ihren Aufgabenkreis bald nach der Richtung einer philosophischen Fakultät ausbauen.

Die gleichzeitigen Vorarbeiten für eine Akademie für Praktische Medizin erlitten 1902 einen Mißerfolg durch engherzigen Widerstand der Ärzteschaft und der Stadtverordnetenversammlung.

Adickes ließ sich durch diesen Rückschlag nicht entmutigen, sondern setzte seine Bemühungen nur um so energischer fort. Es ist kaum vorstellbar, wie er die Fülle

der an ihn kommenden Anstrengungen bewältigen konnte. Hatte er doch außer der Menge kommunalpolitischer Pflichten noch eine umfangreiche Tätigkeit im Preußischen Herrenhause zu leisten und nun daneben die vielseitigen Arbeiten für den Universitätsplan. Um für diese Sache Freunde und Mittel zu gewinnen, mußte er persönlich werben. Dazu kam die Errichtung eines Kollegengebäudes, zunächst für die Handelsakademie. Hierfür waren die Mittel aus dem Vermächtnis der Brüder Jügel verfügbar, aber daneben bestanden noch weitere Bauvorhaben, so der Neubau der naturwissenschaftlichen Institute, die nach dem Ankauf des Senckenberg-Geländes am Eschenheimer Tor durch die Stadt an der damaligen Viktoriaallee angesiedelt werden sollten, und auch der Ausbau der Kliniken und der Bau eines pathologisch-anatomischen Institutes.

Angesichts des Ausmaßes der an ihn tretenden Anforderungen war es für Adickes ein Glücksfall, daß er im Magistrat wertvolle Mitarbeiter besaß (Varrentrapp, Bleicher) und außerhalb desselben in den Herren W. Merton und Dr. H. Oswalt beste und treueste Freunde für seine Sache fand. Gemeinsam mit ihnen konnte Adickes den Kreis der Förderer seines Werkes vergrößern. Die Errichtung einer besonderen Studienstiftung durch das Ehepaar Georg und Franziska Speyer gestattete die Gründung und Besetzung mehrerer wichtiger Lehrstühle. Andere Gönner stellten Mittel für weitere Lehrstühle zur Verfügung, andere stifteten durch Ver-

mächtnis oder Schenkung erhebliche Summen für die geplante Universität. Geschickte Werbung durch die Presse gewann die Zustimmung der Bürgerschaft zu der werdenden Hochschule. Nachdem durch ein großes Legat der Frau F. Speyer auch der Ausbau der Medizinischen Fakultät gesichert war, stand 1910 der Plan auf so festem Grund, daß Adickes ihn der preußischen Regierung und auch den Städtischen Körperschaften vorlegen konnte. Die an diesen Stellen auftretenden Widerstände hatten keine Überzeugungskraft und ließen sich mit dem Nachweis der Vorteile der Neugründung widerlegen. Aus eingehenden Verhandlungen mit dem Kultusministerium und Aussprachen in den preußischen Parlamenten ergaben sich dann die Grundlagen für einen Gründungsvertrag der Stifter, der am 28. September 1912 unterzeichnet wurde. Das große Werk war gelungen. Frankfurts Bürgerschaft hatte aus eigener Kraft eine neue deutsche Hochschule gegründet und für ihren Bestand neben den sachlichen Beiträgen an Gebäuden und anderen Sachwerten, wie Büchereien, Sammlungen u. a. einen Kapitalbetrag von mehr als 14^{1/2} Millionen Mark aufgebracht!

Der praktische Ausbau der Universität begann alsbald. Bis zur landesherrlichen Bestätigung übernahm der Rektor der Akademie für Sozial- und Handelswissenschaften die Federführung. Mit der im Juni 1914 erfolgten kaiserlichen Genehmigung wurde das Werk gekrönt, das für alle Zeiten mit dem Namen „Franz Adickes“ verbunden ist.

Der Wiederaufbau der Universität Frankfurt a. M.

Prof. Dr. Georg Hohmann, Rektor 1945/46

Nach der Zerstörung der unter meiner Leitung stehenden Orthopädischen Universitäts-Klinik Frankfurt a. M.-Friedrichsheim, nach Zerstörung des provisorischen orthopädischen Ambulatoriums in der benachbarten Nervenklinik, von Prof. Kleist uns in entgegenkommender Weise überlassen, schließlich nachdem auch mein Wohnhaus Bockenheimer Landstraße 126 durch einen Luftschaden zunächst unbewohnbar geworden war, siedelte ich mit meiner Familie nach Gettenbach im Vogelsberg über, wo mein Oberarzt Dr. Mosebach bereits in dem dem Fürsten Ysenburg gehörigen Schloß eine Ersatzklinik eingerichtet hatte. Ich bezog mit meiner Frau eine einfache Holzbaracke für 1^{3/4} Jahr und lebte sorgenfrei, einfach und mit der ärztlichen Arbeit an den orthopädisch Kranken sowie medizinisch-literarischen Arbeiten beschäftigt. Aus dieser Arbeit riß mich im Frühjahr 1945 der Ruf des neuen Bürgermeisters von Frankfurt a. M., der zugleich Kurator der Johann Wolfgang Goethe-Universität war, Wilhelm Hollbach, heraus, welcher zusammen mit Prof. Beutler eines Tages nach Gettenbach kam und mich zum Rektor der wiederaufzubauenden Universität ernannte. Nach anfänglicher Weigerung im Hinblick auf meine ärztliche Aufgabe sagte ich schließlich mit dem Vorbehalt zu, daß ich die Hälfte der Woche Gettenbach weiter versorgen, die andere Hälfte der Woche mich der Universität in Frankfurt widmen wolle. In Frankfurt war eine kleine Gruppe von Professoren — ich nenne Prof. Gelzer, Prof. Seddig, Prof. de Rudder, Stadtrat Dr. Heun im Auftrage des Kurators, Privat-Dozent Saueremann, Prof. Beutler, Dr. August de Bary als Vorstand des Senckenberg und einige andere — bereits mit Besprechungen beschäftigt, deren Leitung ich allmählich mehr und mehr übernahm. Zugleich versuchte ich, mit den Amerikanern ins Gespräch zu kommen, und habe mit mehreren dieser sogenannten Universitätsoffiziere Besprechungen über die Ausgestaltung der Universität geführt. Das war anfangs recht schwierig, weil z. B. Mr. Winebrenner mir eines Tages ziemlich barsch eröffnete, daß eine Universität Frankfurt a. M. nicht mehr entstehen würde, nur eine Medical school. Ich erwiderte ihm ebenfalls etwas schroff, daß wir darauf verzichten würden. Ich ging am selben Tag aber noch zu dem Oberbürgermeister Dr. Blaum,

dem Nachfolger von Hollbach, und teilte ihm dies empört mit. Er beruhigte mich und gab den klugen Rat: Abwarten und Weiter Vorbereiten der Wiedereröffnung der Universität. Wir bauten die einzelnen Fakultäten auf, setzten Dekane nach dem Wunsche derselben ein und suchten die durch Entlassungen entstandenen Lücken durch provisorische oder definitive Berufungen wieder allmählich zu schließen.

Nach einigen Monaten erklärte ich dem nach dem Zwischenstadium eines planning-committee von uns wieder gebildeten ordentlichen Senat, daß ich nicht länger ein von dem Kurator ernannter Rektor sein wolle, sondern eine ordentliche Wahl durch die Professorenschaft für notwendig hielt, einerlei auf wen ihre Wahl falle. Ich wurde mit allen gegen 1 Stimme von der zu der Wahl eingeladenen zugelassenen Professorenschaft — es waren gegen 20 Professoren — zum Rektor gewählt.

Die Vorbereitungsarbeiten gingen in der Folge langsam aber stetig weiter, wesentlich unterstützt von dem amerikanischen Universitäts-Offizier Dr. Hartshorne, einem Dozenten der Soziologie in Harvard, einem Manne, dem Frankfurt nicht genug dankbar sein kann. Leider starb er 1 Jahr später durch einen Unglücksfall. Als wir nun mit der Vervollständigung der Liste der Professoren fast fertig waren, und ich erneut den Antrag auf Wiedereröffnung stellte, bemängelte Dr. Hartshorne, daß die Besetzung des Fachs der Physiologie fehle. Ich nannte kurz entschlossen den früheren Inhaber des Lehrstuhls, Geheimrat Albrecht Bethe, obwohl ich ihn nicht um seine Zustimmung gefragt hatte. Diese gab er mir aber sogleich. So war die Liste komplett und in der Senatssitzung in der Universität Ende Januar 1946 erklärte Dr. Hartshorne, daß er gegen die Wiedereröffnung der Universität keine Bedenken mehr hätte. Auf seine Frage, wann wir eröffnen würden, schlug ich kurz entschlossen Freitag über acht Tage vor. Als er fragte, warum gerade an diesem Tage, erwiderte ich mit einem Scherzwort: Das sei der 1. Februar und am letzten Februar, dem 28., sei mein Geburtstag. So könne man meinen Geburtsmonat würdig beginnen. Alles lachte, Hartshorne auch und stimmte zu. In rasender Eile gingen die Vorbereitungen der Feier vor sich und am 1. Februar konnte die Universität durch

SÜDDEUTSCHE BANK

AKTIENGESELLSCHAFT

Zentrale: München - Frankfurt (Main)

Aktienkapital und Reserven 74 Millionen DM



106 Geschäftsstellen in Süddeutschland

Ausführung aller bankmäßigen Geschäfte

Eröffnung von Sparkonten

früher DEUTSCHE BANK

den Oberbürgermeister Dr. Blaum, den Ministerpräsidenten Prof. Geiler und mich in der Aula feierlich eröffnet werden. Meine in 2 Auflagen erschienene Rektorrede legt von dem Geiste, in dem diese Eröffnung stattfand, Zeugnis ab und bezeichnet auch die Richtung, in der wir damals fast einmütig die neuerstandene Universität wieder für die Ausbildung der Studierenden eröffneten. Leider hatte ich inzwischen einen Ruf an die Orthopädische Klinik in München und eine Anfrage nach Heidelberg erhalten. Ich nahm wegen der völligen Zerstörung der Frankfurter Klinik den Ruf nach München an und übersiedelte am 15. April 1946 nach München. Als mein Nachfolger im Rektorat ersah ich den Prof. der Rechte Walter Hallstein, der auch von der großen Mehrzahl der Professoren gewählt wurde.

Prof. Dr. med. Georg Hohmann

Die Universität und Sankt Georgen

Im Erinnerungsjahr der Frankfurter Universität, das sie auf eine Arbeit von vier Dezennien zurückblicken läßt, darf eine Rückschau nicht unterlassen werden auf die Beziehungen, welche Universität und Sankt Georgen miteinander verbanden und ihr gegenwärtig so freundschaftliches Verhältnis herbeizuführen vermochten.

Im Gesamtgefüge der Frankfurter Universität wurde bereits vom Grundplan her verzichtet auf den Einbau der theologischen Fakultäten, die in der abendländischen Tradition zur lebendigen Mitte des akademischen Kosmos gehören. Zwölf Jahre nach der Gründung konnte (1926) die Errichtung der philosophisch-theologischen Hochschule Sankt Georgen für den akademischen Raum Frankfurt eine Ergänzung anbieten, welche für den katholischen Bereich wenigstens die Lücke schloß. Wenn auch institutionell getrennt, haben beide Hochschulen von Anfang an in freundschaftlichem Austausch gestanden. Die Anwesenheit ihrer Rektoren und Professoren bei den akademischen Feiern, Antrittsvorlesungen und anderen Veranstaltungen war ein Zeichen für die stets als fördernd empfundene Zusammenarbeit der beiden

„Akademien“. Bei den öffentlichen Vorlesungen in Sankt Georgen, welche durch Namen wie Stanislaus v. Dunin-Borkowski S. J., Jakob Overmans S. J., Erich Przywara S. J. und Theodor Wulf S. J. ausgezeichnet waren, sah man stets eine erlesene Repräsentanz der Universität. Während der Zeit vor dem Krieg kennzeichnete aus begreiflichen Gründen die kühle Distanz das Verhältnis der Hochschulen zueinander. Die einzige Organisationsgemeinschaft, die gemeinsame akademische Krankenkasse, wurde aufgehoben. Doch erhielt sich die von jeher bemerkenswerte Zusammenarbeit der beiden Institutsbibliotheken, zumal die Stadt- und Universitätsbibliothek über eine ausgezeichnete und sehr reiche theologische Abteilung verfügte. Hier sei der Name ihres Direktors Ebrard eigens hervorgehoben.

Nach dem Krieg bahnte sich schnell die Herzlichkeit der frühen Jahrzehnte wieder an. Wie schon der Rektor magnificus des Jahres 1929, Geheimrat Prof. Dr. Heimberger, bei der Einweihung eines neuen Instituts, konnte sein Amtsnachfolger im Jahre 1951, Prof. Dr. Rajewski, anlässlich der Jubiläumsfeierlichkeiten von Sankt Georgen diese Freundschaft bestätigen. Konkrete Gestalt nahm sie an durch Lehraufträge der Universität an Professoren von Sankt Georgen (so seit 1948 an Joseph Loosen [Dogmatik], von 1948—1953 an Oswald v. Nell-Breuning [Sozialethik], seit 1953 an Leo Ueding [Kirchengeschichte]). Zu erwähnen ist andererseits die gute Zusammenarbeit der beiden Asta im Landes- und Gesamtverband der deutschen Studentenschaften. Auch die Studentenseelsorge wurde von Sankt Georgen aus gefördert durch Mitwirkung beim akademischen Gottesdienst, bei der Leitung von Arbeitskreisen, durch Übernahme von Vorträgen und Teilnahme an der Begegnung der beiden christlichen Konfessionen im akademischen Raum.

Inzwischen plant die Hochschule Sankt Georgen die Wiederaufnahme ihrer öffentlichen Vorlesungen und möchte damit einen Beitrag anbieten zum weiteren Ausbau der freundlichen Beziehungen zwischen den akademischen Arbeitsstätten unserer Stadt Frankfurt.

Prof. Dr. Hans Wolter S. J.

Erhaltung und Wiedereröffnung der Goethe-Universität 1945—46

Von Oberbürgermeister i. R. Dr. Kurt Blaum

Im Frühjahr 1945 lagen die Gebäude der Frankfurter Universität in ausgebrannten Trümmern, Institute, Büchereien weithin zerstört, die Dozentenschaft fast völlig durch Befehl der Besatzungsmacht ihrer Tätigkeit wegen Parteimitgliedschaft entzogen, die Studenten in aller Welt zerstreut in Kriegsgefangenschaft. Mit den ihm übertragenen Ämtern des Oberbürgermeisters von Frankfurt a. M. und als Regierungskommissar des engeren Maingebiets fiel dem Verfasser auch die Leitung des Kuratoriums der Universität zu. Reichs-, Landes-, Bezirks-Regierungen gab es nicht mehr — alles war der Selbstverwaltung der Gemeinden überlassen. Das Chaos des Tages zu meistern, erdrückte fast. Aber schon nach wenigen Monaten begannen wir, die Grundlagen zu bereiten für den Neuaufbau der Stadt und Deutschlands, mußten dazu vor allem alte Ideen und Ziele nachprüfen und weithin neue gewinnen, die neuer Formung und politischer Gestaltung des deutschen Volkes voranleuchten sollten. Die Tendenzen jener Zeitspanne sollen beim Gründungsjubiläum in die Erinnerung zurückgerufen werden.

Der Frankfurter Universität hat „Frankfurts Bürgersinn den Grund gelegt“, hieß es in der Einladung zur Eröffnungsfeier 1914 im Waffenlärm des ersten Weltkrieges. Sie war eine Schöpfung des damaligen Oberbürgermeisters Dr. Franz Adickes aus zahlreichen mehr als ein Jahrhundert alten Gesell-

schaften und Stiftungen der Freien Reichsstadt auf naturwissenschaftlichem, medizinischem, wirtschaftlichem Gebiet. Gemeinsam mit dem preussischen Staat sollte sie in die Reihe der anderen Universitäten eintreten als eine Weitergestaltung ihrer Lehr- und Forschungstätigkeit.

Für die Leitung der Stadtverwaltung Frankfurt bestand niemals Zweifel, daß Adickes' Schöpfung bei der wirtschaftlichen, sozialen, gesundheitlichen wie kulturellen Entwicklung der Halbmillionen-Stadt und ihrer Zukunft notwendig war. Zunächst wurden daher mit größtem Nachdruck die technische Instandsetzung der medizinischen Anstalten und ihre personelle Besetzung betrieben, die Reste der Sammlungen und Büchereien baulich gesichert und ihre Verbesserung geplant und vorbereitet.

Da aber griff die amerikanische Besatzungsmacht unter der damals noch einem Wiederaufbau Deutschlands zu der früheren Blüte unter Morgenthaugedanken völlig abgeneigten Politik ein: die Universität wurde als überflüssig für die wirtschaftlichen und Bildungsbedürfnisse Deutschlands betrachtet und der Plan intensiv betrieben, für die lokalen Frankfurter Aufgaben lediglich eine höhere Medizinschule und eine entsprechende Handelsakademie zuzulassen. Der Verfasser lehnte das von vornherein ab. Es handelte sich aber damals vor allem darum, die von Frankreich betriebene Zerschlagung Deutschlands in völlig selbständige Kleinstaaten zu verhindern. Es gelang gegenüber solchen und anderen politischen Absichten, nachdem die Auflösung Preußens feststand, seine zur Reichsreform seit Jahrzehnten vorgetragenen Pläne der Schaffung eines Brückenlandes zwischen dem Süden und Norden Deutschlands als weitgehend selbständiger Reichsprovins, des Landes Hessen, durchzusetzen. Dies sollte (sein Vorschlag vom November 1945 „Frankfurt als Reichshauptstadt“ wie 1816—66) sich als ausgeglichenes Herzgebiet des Reichs dann aber auch aller zu solcher Aufgabe notwendiger Einrichtungen erfreuen — und dazu gehörte auch eine Universität in der städtischen Metropole.

Aber das neue Land Hessen hatte, nachdem Nordhessen ihm zugeteilt wurde, nun drei Universitäten, von denen die in Marburg als stolze alte Schöpfung mit größtem Ruf und einer auf Amerikaner sehr wirkenden Romantik nicht sehr stark beschädigt

war, die andere in Gießen die Landesuniversität des seine Eigenständigkeit verlierenden ehemaligen Großherzogtums Hessen-Darmstadt war. Dazu traten Wünsche von ostdeutschen und westdeutschen schwer zerstörten Hochschulen auf Übernahme nach Hessen heran und es drohte eine finanzielle Überlastung des neuen Landes. Auch gebot die völlig verschleierte Zukunft unseres Volkes und Landes, das richtige Maß des Bedürfnisses und der Tragbarkeit vieler vorhandener akademischer Forschungs- und Lehrstätten zu finden. Der Gedanke einer Vereinigung der Technischen Hochschule Darmstadt mit Frankfurt, wenn auch mit Belassung an zwei Orten, wurde ernsthaft erwogen im Interesse der Allgemeinbildung der Studierenden beider Hochschulen. Auch schlug der Verfasser in Verhandlungen mit den Kirchen den Vollausbau Frankfurts durch Errichtung beider theologischer Fakultäten vor. Besonders erschwerend war aber für alle diese Probleme, daß jegliche Reichsinstanz für die Entscheidung fehlte, die hessische Landesregierung ganz am Anfang ihrer Aufbau-tätigkeit stand und mit Problemen lebenserhaltender Art überlastet war. Wirksam war jedoch die Forderung bei den amerikanischen Stellen zu spüren, die ich bei der Verleihung des Frankfurter Goethepreises an Planck im August 1945 zum ersten Male nach dem Kriegswüten über die Rundfunke in die Länder der Erde hinaus betonen konnte, auf gleiches Recht des deutschen Volkes gegenüber den anderen Nationen auf Grund seiner historischen kulturellen Leistungen.

In solcher umstrittenen Atmosphäre führten wir die Verhandlungen über die Neubesetzung der Professuren, beriefen den ersten Bibliothekswissenschaftler zum großen Ausbau der Stadt- und Universitätsbibliotheken, und bemühten uns um die Gewinnung von Instituten der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft zur Förderung der Wissenschaften. Besondere Verdienste erwarb sich in dem allem mein Kollege Stadtrat Dr. Heun (jetzt Krefeld). Dabei ergab sich die Notwendigkeit der straffen Zusammenfassung der Verhandlungen, da amerikanische Bestrebungen auf Ersatz der Universität durch höhere Fachschulen für manche Fakultäten bestandsgefährlich wurden.

Da verstärkten sich die Bemühungen zur Errichtung einer Universität im benachbarten Mainz, so daß Eile geboten schien. Es gelang, den amerikanischen Fachberater, Hartshorne, persönlich für den Gedanken der Erhaltung der Goethe-Universität zu erwärmen und dadurch die Genehmigung der Besatzungsmacht zu erhalten: In einem Festakt am 1. Februar 1946 in der noch teilzerstörten Aula vollzog der Verfasser, stolz erinnernd an die Adickes'sche Gründung aus Frankfurts Bürgersinn im Jahre 1914, die Wiedereröffnung der Johann Wolfgang Goethe-Universität zu Frankfurt a. M. Er gab in programmatischer Ansprache den „ungebrochenen Willen zum Wiederaufbau“ des Zerstörten, die „Notwendigkeit der Existenz der Frankfurter Universität für die Stadt und ihre Umgebung, das Land Hessen und das deutsche Volk“, für sie selbst den „Wunsch, in wissenschaftlicher Erkenntnis der Menschheit auf der ganzen Erde zu dienen“ kund und betonte die Wandlung der Aufgaben in Forschung und Lehre gegenüber der nazistischen und auch früherer Zeit, forderte den Vollausbau und rief der wiedererrichteten Universität den Wahrspruch der verlorenen reichsdeutschen zu Straßburg im Elsaß zu „Litteris et patriae“. Namens der hessischen Staatsregierung begrüßte Ministerpräsident Dr. Geiler „die Tat der Wiedereröffnung“, betonte die Verantwortlichkeit der Wissenschaften und die Erziehungsaufgabe an den Studenten im „Streben nach Universalität“ und rief ihr die Worte Hölderlins zu „Wo aber Gefahr ist, wächst das Rettende auch“. Der erste Rektor, Professor Dr. Hohmann, mahnte Dozenten und Studenten zu zeitgemäßer Aufgabenerfüllung und vereidete das Dozentenkollegium auf das Interesse der „reinen Wahrheitsforschung“.

Damit begann trotz der ungeheuren Zerstörung und Verluste neun Monate nach dem Ende der Kriegshandlungen die Frankfurter Goethe-Universität von Staat und Stadt getragen ihr neues Dasein.



The British Centre
„Die Brücke“

Frankfurt a. M., Friedrich Ebert-Str. 48
Tel. 3 22 86 u. 3 37 94

British Centre ist eine Einrichtung zur Förderung kultureller und geistiger Beziehungen zwischen Großbritannien und Deutschland. Es umfaßt Bibliothek, Lesesaal, Vortrags- und Kinosaal.

Monatsprogramm Juli/August 1954

Vorträge:

Donnerstag, 1. Juli 1954, 18 Uhr, Mr. F. W. SCAMMEL, Lecturer in Economics, University of Wales, „British and German Competition for Foreign Markets“
Montag, 5. Juli 1954, 18 Uhr, Mr. H. W. QUINN, B. Litt., B. A., University College, Cardiff, „The Novels of Graham Green“

Filme:

28. 6. bis 3. 7. 54: „Forgotten Empire“, Geschichte des einstigen südindischen Reiches Vijayanagar. „Song of Ceylon“, Preisgekrönter Dokumentarfilm.
5.—10. 7. 54: „Schottische Hochlandbauern“, Leben des Bauern in Nordschottland. „Old Sussex“, Die Landschaft südlich Londons. „The Way to Wimbledon“, Über die englischen Tennissetspiele.
12.—17. 7. 54: „Um Runden und Sekunden“, Großer Preis von Deutschland 1953 auf dem Nürburgring. „Le Mans 1952“, Das große Autorennen in Frankreich.
19.—24. 7. 54: „Stanlow“, Englands größte und modernste Erdölraffinerie.
26.—31. 7. 54: „Neubau Europa“, Wohnungsneubau nach dem Kriege in Europa. „England bekennt sich zu Europa“, England als Teil Europas.
2.—21. 8. 54: geschlossen.
23.—28. 8. 54: „Neue Heimat Kanada“, Einfluß europäischer Einwanderer auf das Leben in Kanada. „Kanas StraÙe nach Alaska“, Amerikanische Autostraße durch Kanada. „Kanadische Wälder“, Kanas Holzreichtum.
30. 8. bis 4. 9. 54: „Farnborough 1953“, Die große englische Flugschau. „History of the Helicopter“, Die Entwicklung des Hubschraubers.
17. Juli letzter Ausleihtag der Bibliothek vor den Ferien.
Wegen Inventur bitten wir um Rückgabe der Bücher bis spätestens 31. 7. 1954.

Bitte, fordern Sie schriftlich oder fernmündlich unser Monatsprogramm.

foto
WAGNER berät Sie gern in allen Fotofragen
BOCKENHEIMER WARTE · RUF 71657

Seit Jahrzehnten der Universität verbunden . . .
Jahrzehntelanges Wirken für die
Studentenschaft . . .

Seit Jahrzehnten im Dienste der Wissenschaft . . .



PETER NAACHER

Gegründet 1909 — Ruf: 676 44/45, 91712

Buchhandlung für Universitätswissenschaften

FRANKFURT AM MAIN

Bockenheimer Landstraße 133

Universitätsbuchhandlung
BLAZEK & BERGMANN

Inhaber Dr. H. Bergmann

Frankfurt a. M., Goethestr. 1 · Tel. 9 36 33 u. 9 52 64

Sämtliche Fachbücher aus den Gebieten
**Jura, Wirtschaftswissenschaften,
Medizin, Technik,
Naturwissenschaften**

Aus der Frühzeit meiner Fakultäten

Von Friedrich GIESE

Dr. jur. (bonnensis), Dr. rer. pol. h. c. (francofurtensis) em. o. ö. Professor der Rechte

Goethe in allen Ehren — ein Banause, wer ihn verkennt. Und doch darf bemerkt werden, daß unsere alma mater eigentlich „Franz Adickes-Universität“ heißen müßte. Wer den großen Frankfurter Oberbürgermeister noch persönlich gekannt hat, bewahrt ihm ein unauslöschliches Gedenken. Jeder akademische Bürger kennt sein Standbild im Ehrenhof; er sollte aber auch wissen, daß die dort eingemeißelten, von ihm selbst gereimten Worte garzu bescheiden die Wahrheit verdecken. Denn der wirkliche Schöpfer der einzigartigen Frankfurter Stiftungsuniversität, seines schönsten Lebenswerkes, ist Franz Adickes selbst gewesen.

Rechtlich freilich konnte eine neue Universität nur vom Staat, damals vom Großstaat Preußen, ins Leben gerufen werden. Staatsrechtlich bedeutete und bewirkte eine Königliche Kabinettsorder die Gründung der Universität Frankfurt als Anstalt, Körperschaft und Stiftung des öffentlichen Rechts. Folgerichtig unterzeichnete der König von Preußen zu Berlin im Schloß am 14. August 1914 — dem denkwürdigen Tage, an dem er selbst ins Feld rückte — die Urkunden zur Ernennung der ordentlichen Professoren.

Der Krieg ließ von der geplanten feierlichen Eröffnung der neuen Hochschule durch den König in eigener Person Abstand nehmen. Statt dessen versammelte sich der Lehrkörper zu einer vom Rektor bestimmten Stunde im Oktober 1914 formlos in der Aula. Ich sehe noch in der Erinnerung an den Beginn unserer Wirksamkeit, wie der Senior der neuen Professoren, Excellenz Paul Ehrlich, still und bescheiden den Festsaal betrat. Nach kurzem Begrüßungswort des ersten, vom Minister ernannten Rektors, des Physikers Wachsmuth, konstituierten sich die fünf Fakultäten in ihren Dekanatszimmern.

Für die Rechtswissenschaftliche Fakultät war das sog. Jügelzimmer als Sitzungsraum bestimmt. Erster Dekan war der aus Breslau stammende Straf-, Staats- und Völkerrechtler Berthold Freudenthal.

Für die eigene Wirtschafts- und Sozialwissenschaftliche Fakultät, welche zugleich die Sonderaufgaben einer Handelshochschule wahrzunehmen hatte, war der Volkswirtschaftler F. Pohle als Dekan berufen worden.

Auf die übrigen Fakultäten — die medizinische, die philosophische und die naturwissenschaftliche — soll hier nicht näher eingegangen werden. Leider fehlte eine theologische Fakultät — erstmalig an einer deutschen Hochschule. Doch waren der philosophischen Fakultät Lehraufträge für katholische, evangelische und jüdische Religionswissenschaft angegliedert. Sie retteten den bisweilen in Zweifel gezogenen Charakter der Frankfurter Hochschule als Volluniversität. Übrigens entbehrten später auch die Universitäten in Köln und Hamburg theologischer Fakultäten.

Warum ich mich nun aber berufen fühle, an dieser Stelle „meiner beiden Fakultäten“ zu gedenken, sei kurz begründet. Mein ordentlicher Lehrstuhl für öffentliches Recht befand und befindet sich in der Rechtswissenschaftlichen, nicht in der Wirtschafts- und Sozialwissenschaftlichen Fakultät. Doch bestand von vornherein zwischen „erster“ und „fünfter“ Fakultät — wie man ohne Wertung des Ranges so sagen pflegte — nicht nur fachlich, sondern auch persönlich starker Zusammenhang. Wie nahe Recht und Wirtschaft auch geisteswissenschaftlich verwandt sind, bedarf keiner Worte. So deckte jede dieser beiden Fakultäten sowohl lehrplan- als auch prüfungsmäßig zugleich den Bedarf der Schwesterfakultät. Zu diesem Zweck wurden alsbald und werden heute noch besondere, abgekürzte Vorlesungen gehalten, so seitens der Rechtsfakultät von den Vertretern des bürgerlichen und Handelsrechts sowie des öffentlichen Rechts, seitens der (wie man unschön abkürzte) Wisofakultät von den Vertretern der Volkswirtschaftslehre und der Finanzwissenschaft, nicht minder dann auch der Betriebswirtschaftslehre. Die Zusammenarbeit erstreckte sich auch auf die Prüfungen. Diese Ausdehnung meiner Lehrtätigkeit auf die „Wirtschaftler“ und die ständige Mitwirkung bei den verschiedenen Diplomprüfungen, zeitweilig sogar bei den Doktorprüfungen der Wisofakultät gehört zu meinen schönsten akademischen Erinnerungen. Ihre Krönung bildete an meinem 70. Geburtstage die höchste Auszeichnung seitens dieser Fakultät durch Verleihung des Ehrendoktors der Wirtschaftswissenschaften.

Beide Fakultäten konnten ihre Wirksamkeit von vornherein mit einem lückenlos geschlossenen Lehrkörper und einem vollständigen Lehrplan beginnen. Namhafte Lehrkräfte und viele

nebenamtliche Dozenten waren gewonnen worden. Alle Forschungsgebiete des Rechts und der Wirtschaft waren vertreten. Der Studienplan der Rechtsfakultät folgte den bewährten Vorbildern von Berlin und Leipzig. Als (nach Hans Planitz-Wien) einziger Überlebender aus jener trotz des Krieges denkwürdigen Zeit einer vorbildlichen Hochschulgründung erfülle ich eine Ehrenpflicht gegenüber den verewigten Amtsgenossen, wenn ich ihre Namen vor dem Vergessenwerden zu bewahren suche.

Es waren als Forscher und Lehrer der verschiedenen Fächer des Rechts die Professoren:

Burchard (deutsches, bürgerliches und Handelsrecht)
Freudenthal (Straf-, Staats- und Völkerrecht)
Giese (Staats-, Verwaltungs-, Kirchen-, Völkerrecht)
Koschaker (römisches und bürgerliches Recht)
Kutter (Prozeß- und bürgerliches Recht)
Peters (römisches und bürgerliches Recht)
Planitz (deutsches, bürgerliches und Handelsrecht)
Delaquis (Strafrecht und Strafprozeß, Kriminalpolitik).

sowie die Privatdozenten:

Cahn (Staatslehre, Sozialversicherung)
Haymann (Rechtsphilosophie, röm. und bürgerl. Recht)
Saenger (Rechtsgeschichte, bürgerl. u. Prozeßrecht).

Es waren als Forscher und Lehrer der umfassenden wirtschafts- und sozialwissenschaftlichen Gebiete die Professoren:

Arndt, Pohle und Voigt für Volkswirtschaftslehre, Volkswirtschaftspolitik und Finanzwissenschaft,
Calmes, Pape und Schmidt für die anfänglich noch als Privatwirtschaftslehre bezeichnete Betriebswirtschaftslehre,

dazu die Privatdozenten Franz, Kraus und Patzig.

Eine Besonderheit beider Fakultäten bildete von Anbeginn die Beauftragung hervorragender Männer des öffentlichen Lebens mit Vorlesungen und Vorträgen über konnexe Wissensgebiete wie Bank- und Börsenwesen, Patentrecht, Geld- und Kreditwesen, Fürsorge und Sozialpolitik, Weltwirtschaft, Kolonial- und Weltpolitik sowie andere aktuelle Einzelfragen. Typische Beispiele waren die bemerkenswerten Sondervorlesungen über englisches Privatrecht, Sozialismus und Kommunismus, Kinderfürsorge, chemische Technologie, fremdsprachliche Handelskorrespondenz, Maschinenlehre usw.

Eine weitere Besonderheit des Frankfurter Lehrbetriebs in beiden Fakultäten war die neuartige Unterrichtsweise der Verbindung des einseitigen, oft einschläfernden Vortrages mit wechselseitiger konversatorischer Aussprache. Der hohe pädagogische Wert dieser Methode ist einleuchtend und hat sich auch bei uns bestens bewährt. Dabei konnte aus der Not der Zeit eine weitere Tugend gemacht werden. Die Hörsäle waren — ein Wort, das damals aus den Freiheitskriegen des 19. Jahrhunderts gern in Erinnerung gerufen wurde — „ruhmvoll verödet“. Die Fülle der Studentenschaft stand im Felde. Auch Professoren waren zum Wehrdienst eingerückt, manche schon gefallen, so aus der Rechtsfakultät der vielversprechende Leipziger Romanist Peters, der mit 29 Jahren bei uns jüngster Ordinarius geworden war. Die durch Einziehung gelichteten Reihen schlossen sich zu enger fachlich-menschlicher Gemeinschaft zusammen. Kleine Seminare, Diskussionsabende und Einzelberatungen brachten Lernende und Lehrende einander viel näher als es sonst auf gutbesuchten Hochschulen möglich ist. Die Fakultäten bildeten schließlich eine Art von großen Familien. Vielleicht war diese Erscheinung der schönsten Vorzug jener sonst unter der Kriegszeit schwer leidenden Gründerjahre, die mir zum echten Erlebnis wurden und als ein Höhepunkt meines beruflichen Wirkens in bester Erinnerung bleiben.

Rechtswissenschaftliche Fakultät

Der außerplanmäßige Professor Dr. Dr. Wolfgang Preiser (Strafrecht, Strafprozeß und Völkerrecht) ist am 5. 6. 1954 zum ordentlichen Professor (persönlichen Ordinarius) ernannt worden.

Professor Preiser hat einen Ruf auf das Strafrechtliche Ordinariat an der Universität Saarbrücken nicht angenommen.

Priv.-Dozent Dr. H. Hubmann (Universität München) erhielt einen Lehrauftrag für Bürgerliches Recht.

Landgerichtsrat Robert Schwaab, Frankfurt am Main, erhielt einen Lehrauftrag für Klausurkurse im Zivilrecht.

„Aktennotizen“

Die Gründung der Juristischen Fakultät in Frankfurt a. M. fällt in eine Zeit, in der die Wissenschaft vom Römischen Recht eine neue Entwicklung nahm, welche für die Folgezeit grundlegend geworden und bis heute geblieben ist. Zwei Themen zogen damals das besondere Interesse der Romanisten auf sich: Die Wiederherstellung des klassischen römischen Rechts mit den Mitteln der Textkritik aus den Digesten des Corpus Juris und die Zusammenhänge des Römischen Rechts mit den griechischen und vorderasiatischen Rechten der Antike.

Die ersten Vertreter des römischen Rechts, welche nach Frankfurt berufen wurden, waren zwei der bedeutendsten Vertreter dieser neuen Ideen. Es waren Hans Peters und Paul Koschaker; beide waren Schüler des Leipziger Romanisten Ludwig Mitteis.



Ideen,

kluge Gedanken, Wachsamkeit wiegen oft schwerer als Reichtum. Kola Dallmann beschwingt Geist und Körper und macht Müde in wenigen Minuten wach und gedankenfrisch.

Kola DALLMANN
macht Müde mobil.
SCHACHTEL MIT 24 TABLETTEN NUR M. 4.25
MIT LECITHIN M. 1.50 IN APOTH. U. DRUG.

Peters hatte schon als junger Gelehrter durch eine grundlegende Arbeit über die Entstehung der Digesten sich einen großen Namen erworben; es war ihm aber nicht vergönnt, seine wissenschaftliche Laufbahn zu vollenden. Er ist 1915 im 1. Weltkrieg gefallen. Frankfurt a. M. war seine erste und einzige Professur.

Koschaker dagegen, der von der Universität Prag nach Frankfurt kam, ist in einem langen Gelehrtenleben eine der bedeutendsten Forschergestalten auf seinem Gebiet geworden. Seine größte Leistung ist die juristische Durchforschung der keilschriftlichen, vorderasiatischen Rechtsquellen. Er ging später von Frankfurt a. M. nach Leipzig, hat aber in seinen späteren Jahren stets die kurze Zeit seines Frankfurter Wirkens als die schönste seines Lebens bezeichnet.

Coing

Unter den bedeutenden Gelehrten der Frankfurter Rechtswissenschaftlichen Fakultät nimmt Hugo Sinzheimer, zugleich einer der Mitbegründer und Lehrer der Akademie der Arbeit, in der Zeit der Weimarer Republik eine besondere Stellung ein. Obwohl er der Fakultät von 1919 bis 1933 nur als Lehrbeauftragter mit dem Titel eines ordentlichen Honorarprofessors angehörte und im Hauptberuf ein angesehener und vielbeschäftigter Rechtsanwalt war, konnte man ihn zu keiner Zeit zu den Praktikern mit wissenschaftlichen und pädagogischen Neigungen zählen; seine überragende Bedeutung lag vielmehr im Bereich der Wissenschaft und der Lehre. Er war in beiden ein Meister.

Sein Interesse als Rechtsdenker, akademischer Lehrer, Mensch und Bürger gehörte dem Arbeitsrecht; die großen Leistungen, die ihm hier gelangen, förderten aber zugleich die Zivilrechtsdogmatik im ganzen in entscheidender Weise. Die Einsicht in die rechtliche Besonderheit des Arbeitsvertrags, besonders aber in diejenige des korporativen Arbeitsnormenvertrags (Tarifvertrags, 1908, 1909) verdankt die heutige Lehre vor allem den Forschungen Sinzheimers. Er bediente sich hierbei in sehr exakter Weise der soziologischen Methode, d. h. er machte die soziologische Fragestellung für die Erfassung der juristisch zu beurteilenden Sachverhalte dienstbar („Die soziologische Methode in der Rechtswissenschaft“, 1909). Diese wissenschaftlichen Leistungen, deren wichtigste bereits vor dem ersten Weltkrieg entstanden waren, beeinflussten die arbeitsrechtliche Gesetzgebung nach 1918 entscheidend; die Ordnung der Arbeit, wie sie in der Weimarer Verfassung errichtet worden ist, ist von dem Denken Sinzheimers maßgeblich beeinflusst.



BETON- UND MONIERBAU

AKTIEN-GESELLSCHAFT

NIEDERLASSUNG FRANKFURT AM MAIN

BEETHOVENSTR. 17

TEL. 77236/37/71344

Nach dem Sieg Hitlers wurde Sinzheimer, der als Jude, als Sozialist und als liberaler Denker in gleicher Weise gefährdet war, von der Amsterdamer Universität auf einen Lehrstuhl für Arbeitsrecht berufen. In der Emigration schrieb er 1938 das Werk „Jüdische Klassiker der deutschen Rechtswissenschaft“ als Antwort auf die Vorwürfe, die im Oktober 1936 auf einer Tagung deutscher Hochschullehrer gegen das Wirken der Juden in der deutschen Jurisprudenz vorgetragen worden waren. Nach dem Einmarsch der deutschen Truppen in den Niederlanden wurde Sinzheimer von holländischen Freunden verborgen. Er erlebte noch das Ende der Besetzung. Am Tage der Wiedereröffnung der Universität Amsterdam erlag er einem Herzschlag. Böhme

*

Karl Strupp hat während der ganzen Zeit seiner Lehrtätigkeit in Deutschland der Frankfurter Rechtswissenschaftlichen Fakultät angehört, an der er sich im Jahre 1922 habilitierte, 1926 zum Extraordinarius ernannt und später auf den Lehrstuhl für öffentliches Recht, insbesondere Völkerrecht berufen wurde. Sein fruchtbares akademisches Wirken fand Ausdruck in einem ihm eng verbundenen Schülerkreis. Seine Veröffentlichungen verschafften ihm internationales Ansehen und Einfluß auch bei der Neuordnung völkerrechtlicher Fragen nach dem ersten Weltkrieg. Aus der großen Zahl seiner Werke fanden die in fünf Auflagen erschienenen „Grundzüge des positiven Völkerrechts“ und das dreibändige Werk „Eléments du Droit international public européen et américain“ sowie die Monographien „Das völkerrechtliche Delikt“ und „Neutralisation, Befriedung, Entmilitarisierung“ besondere Beachtung. Strupp hat das auch heute noch unentbehrliche „Handbuch des Völkerrechts und der Diplomatie“ herausgegeben, die von Josef Kohler begründete „Zeitschrift für Völkerrecht“ weitergeführt, die „Völkerrechtlichen Monographien“ und das „Jahrbuch des Völkerrechts“ mitherausgegeben sowie die „Frankfurter Abhandlungen zum modernen Völkerrecht“ begründet, deren Beiträge vor allem den von ihm besonders gepflegten Fragen der internationalen Schiedsgerichtsbarkeit und Gerichtsbarkeit gewidmet sind. Karl Strupp war außer in zahlreichen internationalen Vereinigungen Mitglied des Institut de Droit International und Professor an der Académie de Droit International in Den Haag.

Im Jahre 1933 folgte er dem Ruf an die Universität Istanbul. Ein durch das dortige Klima verstärktes Herzleiden veranlaßte ihn zur Rückkehr nach Europa. In den letzten Jahren seines Lebens war er mit Fragen der Völkerrechtspraxis in Kopenhagen und Paris befaßt, wo er im Jahre 1940 gestorben ist.

Schlochauer

*

Max Ernst Mayer wurde am 2. Juli 1875 in Mannheim als Sohn einer Kaufmannsfamilie geboren. Er erwarb in Heidelberg 1896 den Dr. phil. und in Straßburg 1898 den Dr. jur. Schon seine Dissertation über die Kausaltheorie zeigte seine hervorragende Begabung. Noch mehr aber seine Habilitationsschrift, die „Kulturnormen“, mit der er sich in Straßburg am 31. Juli 1900 habilitierte. Diese Habilitationsschrift erregte durch ihre Gedankentiefe und Originalität Aufsehen, verschaffte ihm aber zugleich zahlreiche wissenschaftliche Gegner. In der Folgezeit wandte sich seine reiche Schaffenskraft mannigfachen Gebieten des Strafrechts, des Militärstrafrechts und der Rechtsphilosophie zu, insbesondere beteiligte er sich lebhaft an den Reformarbeiten. Doch den Gipfel seines Schaffens erreichte er unstreitig in seinem ausgezeichneten Lehrbuch über den Allgemeinen Teil des Strafrechts. Hier entfaltete er in der Tiefe und in dem Reichtum seiner Gedanken, in der Klarheit und Schönheit des Stiles alle Gaben seines genialen Geistes. Das Werk ist 1915 geschrieben und noch heute ein unvergängliches Zeugnis für das Wirken eines Mannes, der im Jahre 1923 viel zu früh für die Wissenschaft aus dem Leben schied.—

Er wurde im Jahre 1919 (nachdem er von 1910 ab in Straßburg gewirkt hatte) Professor des Strafrechts an der Universität Frankfurt a. M. Sein überaus kurzes, nur vierjähriges Wirken an unserer Universität hat bei allen, die ihn gekannt haben, unvergängliche Spuren hinterlassen.

*

Zu den bedeutenden Gelehrten der Rechtswissenschaftlichen Fakultät gehört auch der Rektor Hans Planiz. Bei der Gründung der Universität Frankfurt a. M. erhielt er hier das Ordinariat der Deutschen Rechtsgeschichte, das er von 1914 bis 1920 innegehabt hat. Der Aufbau der wertvollen mittelalterlichen Abteilung unserer juristischen Seminarbibliothek hält seine Erinnerung noch heute lebendig. Das bedeutende Forschungsgebiet von Planiz war das mittelalterliche Stadtrecht, insbesondere dasjenige von Köln, wohin er 1920 einen Ruf annahm, um dieser Stadt dann auf 20 Jahre treu zu bleiben. Hans Planiz ging 1941 an die Universität Wien, wo er 1953 verstorben ist.

Erler

*

Heinrich Titze wurde am 23. Oktober 1872 in Berlin geboren. Er entsammte einem angesehenen Verlegerhaus. Nach Jugendjahren in Leipzig studierte er in Heidelberg, Berlin und München. Er promovierte 1897 in Berlin (über die Notstandsrechte im BGB) und habilitierte sich 1900 in Göttingen (über die Unmöglichkeit der Leistung). 1902 wurde er ao., 1908 o. Professor in Göttingen. 1917 folgte er einem Ruf an die Universität Frankfurt a. M., deren Rektorat er 1918, in schwerster Zeit, erfolgreich führte. 1923 berief ihn Berlin, wo er zugleich Kammergerichtsrat wurde und sein Wirken jahrzehnte später beschloß. Zum 70. Geburtstag (1942) wurde ihm eine Festschrift dargebracht. Bei Ende des Krieges schied Titze aus dem Leben.

Titzes wissenschaftliche Arbeit galt vor allem dem Bürgerlichen Recht, das er in Büchern und zahlreichen umfangreichen Aufsätzen (namentlich im Hwb. d. R.w. und im Rvergl. Hwb.) bearbeitet hat. Neben der Unmöglichkeitstheorie steht an wichtigster Stelle die vom Rechtsgeschäft. Sein Grundriß des Schuldrechts ist in fünf Auflagen erschienen. Den Handkommentar zum BGB von Fischer-Henle hat Titze 1932 in 14. Auflage bearbeitet. Auch auf dem Gebiete des Handels- und Wirtschaftsrechts, des Arbeitsrechts („Das Recht des kaufmännischen Personals“, 1918), des Zivilprozeßrechts, der Rechtsvergleichung und der Allgemei-

In der Reihe der Offenen Abende des Studentenhauses am Dienstag, den 6. 7. 1954, 20 Uhr, c. t.:

Abtreibung — Verbrechen, Sünde oder Privatsache?

Wir diskutieren mit den Herren Prof. Naujoks, Prof. Claß, Prof. Mosler. Diskussionsleitung Studentenfarrer Dr. Böhme.

nen Rechtslehre sowie als Herausgeber hat Titze eine fruchtbare und erfolgreiche Lebensarbeit geleistet. Sie war gekennzeichnet durch Fleiß, Schaffenskraft und (zuweilen eigenwilligen) Scharfsinn, gewissenhafte Achtung vor dem geschriebenen Recht und nüchtern klaren Blick für die Tatsachen der Praxis. Titze war kein Bahnbrecher in Grundfragen aber ein Führender beim sorgfältigen Weiterbau des geltenden Rechts. Wolf

*Auch für Sie
ist der Führerschein unentbehrlich!*

Benutzen Sie die günstige Gelegenheit und lassen Sie sich von mir beraten, wie Sie ohne Zeitverlust den Führerschein erwerben können. Tragen Sie sich unverbindlich in die im Asta ausliegende Liste ein, Sie erfahren dort nähere Einzelheiten.

Fahrschule ALFRED BEERBAUM
Frankfurt am Main, Bertramstraße 18 — Tel. 5 1988

Die Akademie der Arbeit

Die „Akademie der Arbeit“ in der Universität Frankfurt am Main ist als erste deutsche Hochschule für „das Volk der Arbeit“ am 1. Mai 1921 ins Leben getreten. Die damalige Gründung erfolgte in Anerkennung einer Unterstützung, die die Arbeiterschaft der Universität Frankfurt am Main geleistet hatte. Die Rechtfertigung der Akademie der Arbeit sahen ihre Gründer in der „Berufung der abhängigen Arbeit zu neuen gesellschaftlichen Daseinsformen“. Die Aufgabe der Akademie sollte dabei sein, „Hörern aus Arbeiter-, Angestellten- und Beamtenkreisen eine systematische und selbständige Hochschulbildung zu verleihen zur Wahrnehmung ihrer Tätigkeit in der wirtschaftlichen, sozialen und politischen Selbstverwaltung“.

Im Jahre 1933 fiel die Akademie der Arbeit der nationalsozialistischen Unduldsamkeit zum Opfer. Die Wiedereröffnung erfolgte im April 1947.

Der Bestand der neuen Akademie der Arbeit wird auf Grund des Vertrages garantiert durch das Land Hessen und den Deutschen Gewerkschaftsbund. Die Akademie der Arbeit ist hierbei zur Erfüllung ihrer Aufgaben mit Rechtspersönlichkeit in der Form einer rechtsfähigen Stiftung des bürgerlichen Rechts ausgestattet worden. Vorstand der Stiftung ist das Kuratorium, das für jeden Lehrgang aus der Zahl der hauptamtlichen Dozenten den Leiter der Akademie wählt, dem die Sorge für die Durchführung des Lehrganges und die Führung der laufenden Geschäfte obliegt. Die enge Verbindung zur Johann Wolfgang Goethe-Universität Frankfurt am Main blieb auch nach der Wiedereröffnung der Akademie erhalten. Die Universität stellt der Akademie nicht nur Hörsaal, Bibliotheken und Institute zur Verfügung — die Mitwirkung ihrer Professoren und Dozenten an der Akademie der Arbeit ist zudem mit einem für beide Teile fruchtbaren Gedankenaustausch verbunden. Die Universität Frankfurt kann damit für sich das geschichtliche Verdienst in Anspruch nehmen, einen wesentlichen Beitrag zur Ausbildung begabter Menschen aus der Arbeiterschaft und damit zur Befriedung sozialer Spannungen geleistet zu haben.

Die Voraussetzung zum Besuch der Akademie der Arbeit ist eine langjährige praktische Erfahrung im Betriebsleben oder in der Verwaltung, woraus sich zwangsläufig ein rela-

tiv hohes Durchschnittsalter der Hörer ergibt. Wünschenswert sind Bewerber im Alter von 25 bis 35 Jahren. Eine starre Altersgrenze nach unten oder nach oben besteht jedoch nicht. Die Lebens- und Berufserfahrung soll ausreichend sein, um einen der Universitätsreife vergleichbaren Stand des Wissens zu gewährleisten. Maßgeblich ist eine Beurteilung der Gesamtpersönlichkeit des Bewerbers. Von der Zugehörigkeit zu einer Organisation darf die Aufnahme eines Hörers in die Akademie der Arbeit nicht abhängig gemacht werden.

Außer den erwähnten Voraussetzungen sollen die von seiten des Deutschen Gewerkschaftsbundes entsandten Teilnehmer mindestens drei Jahre gewerkschaftlich organisiert sein und mindestens zwei Jahre eine haupt- oder ehrenamtliche Funktion in der Gewerkschaft ausgeübt haben. Für die Delegation der Gewerkschafter zur Akademie der Arbeit gilt im übrigen nicht das Prinzip der Bewerbung, sondern des Vorschlags und der Auswahl. Bevorzugt werden hierbei solche Gewerkschaftsmitglieder, die neben nachweisbarem Selbststudium bereits an Lehrgängen der Verbands- und Bundesschulen, der Volkshochschulen (Arbeit und Leben) sowie an Kursen des Fernlehreinstitutes der deutschen Gewerkschaften und Konsumgenossenschaften (Briefschule) teilgenommen haben.

Ein Lehrgang der Akademie der Arbeit umfaßt etwa elf Monate. Er beginnt jeweils Anfang Mai und endet Ende März des folgenden Jahres. Im August und zu Weihnachten wird ein dreiwöchiger Urlaub gewährt.

Aus dem Lehrplan der Akademie der Arbeit ist zu erkennen, daß den Fragen der Wirtschaft, des Rechts, der Staats- und Gesellschaftslehre und der Sozialpolitik ein breiter Raum gegeben wird. Es sei jedoch bemerkt, daß das Studium an der Akademie der Arbeit nicht dem Zweck einer beruflichen Ausbildung dient und daß deshalb weder Prüfungen erfolgen noch Zeugnisse ausgestellt werden. Ziel sind vielmehr die allgemeine Ausbildung der Persönlichkeit und die Vermittlung der Erkenntnisse, welche Bedeutung und welche Aufgaben die Arbeit in der modernen Gesellschaftsordnung hat.

Dr. Erich Meyn

Studierende

erhalten die
FRANKFURTER ALLGEMEINE ZEITUNG
als Abholabonnten zum monatlichen
Sonderbezugspreis von DM 1,90

Frankfurter Allgemeine

ZEITUNG FÜR DEUTSCHLAND

Entgegennahme der Bestellung und Alleinauslieferung
für Studenten durch:

PETER NAACHER

Buchhandlung und Antiquariat für Universitätswissenschaften
FRANKFURT AM MAIN, An der Bockenheimer Warte

FRANKFURTER STUDENTENSCHAFT, Frau Bock
FRANKFURT AM MAIN, Ludwig Rehnstr. 14, MENSA-GEBAUDE

PRIESTER-SEMINAR ST. GEORGEN

FRANKFURT AM MAIN - OBERRAD

„Kapazitäten“

Je länger sich die Verhandlungen um die Gründung einer Universität hinauszogen, um so geringer wurden die Aussichten, daß jene ältere Generation von hervorragenden Forschern noch zum Zuge kam, die Frankfurt längst vor der Jahrhundertwende zu einem Zentrum der medizinischen Wissenschaft gemacht hatte: Carl Weigert, Direktor des pathologisch-anatomischen Institutes der Dr. Senckenbergischen Stiftung, ein Meister der histologischen Methodik, der es sich, um uns der Worte Paul Ehrlichs zu bedienen, „so schwer gemacht hat, um den andern es leichter zu machen“, Paul Ehrlich selber, Direktor des Kgl. Institutes für experimentelle Therapie, Ludwig Edinger, der seine Hirnforschungen auf einem bescheidenen Arbeitsplatz im alten Weigertschen Institut begonnen hatte und im neuen Jahrhundert in einem eigenen neurologischen Institut auf breiter Basis weiterführen konnte. Wilhelm von Waldeyer pflegte sie, die alle drei seine Schüler waren, sein „Frankfurter Kleeblatt“ zu nennen. Als die Universität schließlich ihre Pforten öffnen konnte, war Weigert schon zehn Jahre tot, und auch sein Nachfolger Eugen Albrecht, den man mit großen Hoffnungen nach Frankfurt geholt hatte, war nicht mehr unter den Lebenden. Ehrlich, Ordinarius in der jungen Fakultät, der in den ersten Vorlesungsverzeichnissen je eine Vorlesung über die „Grundlagen der experimentellen Therapie“ und „Arbeiten im Laboratorium für Geübtere“ anzeigte, war krank und mußte auch die ihm von Adickes zugeordnete Würde des ersten Rektors der Universität ablehnen. Er starb im August 1915. Edinger hatte nur noch in den unruhigen Kriegsemestern Gelegenheit, sein ungewöhnliches Lehrtalent als Ordinarius zu entfalten. Er starb noch vor Kriegsende im Januar 1918.

Auch für den Laryngologen Moritz Schmidt-Metzler, der soviel dafür getan hatte, der künftigen Universität den Weg zu ebnen, und für den Chirurgen Louis Rehn, Meister ihres Faches, kam die Eröffnung der Hochschule zu spät. Schmidt-Metzler, dessen Name bei der Auseinandersetzung um das Kehlkopfleiden des Kronprinzen Friedrich um die Welt ging, war schon 1907 gestorben. Rehn, der seine chirurgische Laufbahn als Chefarzt der bescheidenen, nur 16 Betten zählenden chirurgischen Abteilung im Neubau des Rochusspitals in Frankfurt begonnen hatte, war 1893 als Leiter in die neue chirurgische Abteilung des Städtischen Krankenhauses in Sachsenhausen, die sein eigenes Werk war, eingezogen. Hier hatte er 1896 die Stichverletzung eines Herzens durch eine Knopfnah zur Ausheilung bringen können. Damit begann die Ära der modernen Herzchirurgie. Seine Arbeiten über die Basedowsche Krankheit, sein energisches Eintreten für die Frühoperation von Appendicitis und Darmverschluss und die erfolgreiche operative Behandlung einer Magenruptur wurden von besonderer Bedeutung in der Entwicklung der modernen Chirurgie. So war das Ordinariat in der jungen Fakultät nur die verdiente Anerkennung einer überragenden Leistung. Die Vorlesungen mußte indessen, da er 1914 ins Feld ging, der aus Breslau berufene Orthopäde Karl Ludloff, ordentlicher Honorarprofessor der Fakultät, wahrnehmen. Leidend kehrte Rehn zurück, und 1919 wurde er emeritiert.

Mit Rehn hatten am Städtischen Krankenhaus seit 1894 Carl von Noorden als Internist und Karl Herxheimer als Dermatologe gewirkt. Herxheimer war als Ordinarius der Dermatologie bis zu seiner Emeritierung im Jahre 1929 erfolgreich tätig. Noorden, der 1906 als Nachfolger Nothnagels auf den Lehrstuhl für innere Medizin an der Universität Wien berufen worden war, war 1913 an die „Privat-Klinik für Zuckerkranken und diätetische Kuren“ zurückgekehrt, die er 1895 zusammen mit Eduard Lampé in der Schifferstraße begründet hatte und die 1911/12 durch einen komfortablen Neubau erweitert worden war. Der Frankfurter Medizinischen Fakultät gehörte Noorden, dessen Forschungen über die Stoffwechselkrankheiten, insbesondere den Diabetes, und ihre diätetische Behandlung Weltruf genossen, als ordentlicher Honorarprofessor an. 1929 ging er wieder nach Wien.

Noorden gebührt das Verdienst, 1904 den damals 30jährigen Gustav Embden aus Straßburg nach Frankfurt geholt zu haben, dessen Versuche über die Zuckersynthese in der glykogenfreien Leber ihn lebhaft interessierten. Embden wurde Leiter des neugeschaffenen chemischen Laboratoriums am Städtischen Krankenhaus, und nun wiederholte sich jener Prozeß, der so typisch für die Entwicklung der Medizin seit der Mitte des letzten Jahrhunderts ist: Die immer weiter greifende Arbeit eines einzelnen, dem ein weitblickender Chef einen bescheidenen Arbeitsraum für besondere Aufgaben anvertraut hat, sprengt bald die zu eng gewordenen Grenzen. So war ein halbes Jahrhundert zuvor aus du Bois-Reymonds Arbeitszimmer im anatomischen Museum Johannes Müllers das Berliner Physiologische Institut erwachsen, so sahen wir aus Edingers Arbeitsplatz im Weigertschen Institut das Neurologische Institut hervorgehen. Nicht anders erging es Embden, der Arbeitsapparat wuchs unter seinen Händen, die Bedeutung seiner Forschungen über den intermediären Stoffwechsel der Kohlehydrate, Eiweißkörper und Fette war nicht zu verkennen. So entstand 1907 aus dem Embdenschen Labora-

torium sein selbständiges „Chemisch-Physiologisches Institut der Städtischen Krankenanstalten“, das nach Gründung der Universität als „Institut für vegetative Physiologie“ zusammen mit Albrecht Bethes „Institut für animalische Physiologie“ und Alexander Ellingers „Pharmakologischem Institut“ im neuen Theodor-Stern-Haus seinen Platz erhielt. Hier konnte Embden als Ordinarius mit seinen Schülern seine grundlegenden Untersuchungen über den Chemismus der Muskelkontraktion zu Ende führen. Dann wandte er sich noch einmal dem Problem des Kohlehydratstoffwechsels zu, ehe ihn, den 59jährigen, 1933 der Tod ereilte.

Inzwischen hatten sich die Reihen der alten Fakultät gelichtet, Neuberufungen hatten die Lücken geschlossen. Viele Namen drängen sich in die Feder; vieler Toter, die sich um die Medizin wie um die Fakultät verdient gemacht haben, wäre zu gedenken. Die Namen zweier Großer im Reiche der Medizin, die unlöslich mit der Geschichte der Frankfurter Medizinischen Fakultät verbunden sind, mögen für sie alle stehen: Viktor Schmieden und Franz Volhard.

Schmieden, 1919 als Nachfolger Rehns von Halle nach Frankfurt berufen, war ein glänzender Operateur und ein ausgezeichnete Lehrer. Sein Spezialgebiet war die Chirurgie der Bauchorgane, des Magen-Darmkanals, der Gallenwege, der Bauchspeicheldrüse. Man kann dem Wirken eines Arztes keine höhere Anerkennung zollen, als mit jenem Satz, den Killian und Krämer in ihrem Buch über die deutschen Meister der Chirurgie über Schmieden geschrieben haben: „Es dürfte kaum einen Chirurgen in Deutschland gegeben haben, der sich bei seinen Patienten eines solchen Vertrauens erfreute.“ Sein großer Patientenkreis hat sein Ableben in den düsteren Monaten des Spätjahres 1945 tief betrauert.

Volhard, der 1927, ebenfalls von Halle, als Nachfolger Gustav von Bergmanns nach Frankfurt gekommen war, war ein Mensch von ungestüme Vitalität und wahrhaft erschöpflicher Tatkraft, ein scharf beobachtender, kritisch urteilender, ideenreicher Wissenschaftler und Arzt, ein mitreißender Lehrer. Mit untrüglichem Blick und nicht selten mit verblüffender Intuition stellte er am Krankenbett seine Diagnosen. Seine Systematik der Nierenkrankheiten, seine Unterscheidung des blassen und roten Hochdruckes, der Wasserstoß und der Konzentrationsversuch, seine Hunger- und Durstkur, seine salzfreie Kost wurden von weittragender Bedeutung für die innere Medizin. Sein Hand-

Aus den Anfängen der Biophysik

Die Schriftleitung der Frankfurter Studentenzeitung bat mich zur Sondernummer aus Anlaß des 40jährigen Bestehens der Universität von der Gründung des Institutes für physikalische Grundlagen der Medizin zu erzählen, aus dem dann später unter meinem Nachfolger Professor Rajewsky das heutige Max-Planck-Institut für Biophysik hervorgegangen ist, das heute zu den größten und angesehensten Forschungsinstituten gehört.

Ich komme dieser Anregung um so lieber nach, als sie Gelegenheit gibt, das Andenken an eine Reihe bedeutender edler Männer zu erneuern, deren Namen sowohl mit dem Institut wie mit den Anfangsjahren der Universität verknüpft sind.

Das Institut ist entstanden als Deutschland nach seinem Zusammenbruch im ersten Weltkrieg mühsam aufzustehen begann. Seine Errichtung mag als Zeichen der fast unbesiegbaren Hoffnung alles Lebendigen angesehen werden. Daß sich damals, im Jahre 1920 Stifter fanden, die für ein Forschungsgebiet das nicht so unmittelbar der Wirtschaft nahesteht, bedeutende Mittel gaben, daß sich Geheimrat Dr. Oswalt, Ehrensensator und Ehrenbürger der Universität, einer der Verdientesten für die Errichtung unserer Universität an die Spitze stellte, während noch politische und wirtschaftliche Unruhen gefährlicher Art (heute schon fast vergessen) weithin in Deutschland aufflammten und noch keine Sicherheit für den staatlichen und wirtschaftlichen Bestand des Landes gegeben war — das ist für den Rückschauenden eine glückliche und ermutigende Erinnerung, in der auch jetzt wieder bedrohten Lage unserer Heimat.

Stiftungsurkunde und Satzungen enthalten Hinweise auf das gedankliche Fundament der Gründung. Daß sie nach Frankfurt kam und nicht, wie vielfach gewünscht, nach Berlin, darum hat sich insbesondere der damalige Stadtrat und spätere Oberbürgermeister Dr. Landmann bemüht.

Damals war es schon geraume Zeit deutlich, wie aus der chemischen Forschung immer neue Kräfte in die Biologie und in die Medizin einströmten. So sollte es in Zukunft auch mit den Fortschritten der Physik sein. Die Zusammenhänge des Lebenden mit den Energien zu erforschen, zu lehren, anwendungsreif zu machen, war das Ziel des Instituts. Es gibt ja keinen Vorgang des Lebens, der nicht ein energetischer Vorgang wäre. Also nicht nur ein rein stoffliches Geschehen, sondern auch ein den Grundgesetzen der Physik unterstehender Transformationsvorgang der Ener-



buchband über die doppelseitigen hämatogenen Nierenerkrankungen gehört zu den grundlegenden Werken der medizinischen Literatur. 1938 gegen seinen Willen emeritiert, übernahm er nach dem Kriege von neuem die Leitung seiner alten Klinik, bis ihn, den 78jährigen, 1950 ein Verkehrsunfall mitten aus voller Tätigkeit hinwegraffte.

W. Artelt

gien trägt jede, auch die kleinste Lebensfunktion. Der Name Biophysik ist heute überall gebräuchlich, so wie der Name Biochemie es schon lange war. Damals aber erhob sich gegen die Bezeichnung Biophysik, medizinische Physik und verschiedene andere der Widerspruch, dem Neuerungen eben immer wieder begegnen. Aber man konnte schon damals übersehen, daß Physik für die biologischen Fächer eine ebenso große Bedeutung erlangen werde, wie sie die Chemie schon hatte. Röntgens Entdeckung und die sich anschließenden Funde der Radioaktivität hatten der ganzen Welt an Beispielen diese Bedeutung klargemacht. Viel weniger klar und viel schwerer durchzusetzen war die tiefere Bedeutung des neuen Faches, nämlich die Ergründung der physikalischen Lebensvorgänge selbst, das Verständnis dafür, daß es keinen, auch nicht den geringsten Lebensvorgang ohne tragendes physikalische Geschehen gibt.

Damals stand die Strahlungsphysik im Vordergrund solcher Überlegungen. Man mußte diagnostisch und therapeutisch die Strahlen anwenden. Aber während es zahlreiche gute chemisch vorgebildete Ärzte gab, fanden sich solche mit guter physikalischer Vorbildung nur sehr selten. Die physikalischen Institute waren damals noch weniger als heute darauf eingestellt, biologische und medizinische Probleme von der Physik her zu verstehen und anzufassen. Es fehlte an einer lebendigen Zusammenarbeit zwischen Physikern und Biologen. Daraus folgte, daß man Stellen schaffen mußte, wo gegenseitige Durchdringung und Befruchtung gepflegt werde.

Soviel über die Gedanken, die am Anfang stehen. Daß inzwischen aus diesem ersten Institut eine große Zahl gleichgerichteter Arbeitsstätten in allen Kulturländern entstanden sind, daß es jetzt viele hunderte Forscher auf dem biophysikalischen Grenzgebiete gibt, daß die Literatur dieses Gebietes schon ins Unübersehbar-Große wächst, hat nachträglich dem damaligen Bemühen volle Rechtfertigung gegeben.

Wir begannen bescheiden im „Theodor-Stern-Haus“ auf dem Gelände der Universitätskliniken in Räumen, die uns das physiologische Institut von Geheimrat Bethe abtrat. Das äußere Schicksal stand unter dem Einfluß der politischen Ereignisse. Denn kaum war unser Institut errichtet und mit beträchtlichen Jahreseinkünften ausgestattet, als die Inflation rapid zu steigen begann und im Jahre 1923 fast das ganze Stiftungskapital vernichtete und

Eine hohe Rentabilität . . .

können Sie durch Abschluß eines Sparvertrages erreichen. Bis zum 30. Juni bzw. 31. Dezember abgeschlossene allgemeine Sparverträge (einmalige Einzahlungen) sind deshalb besonders interessant, weil aus Vereinfachungsgründen Einzahlungen, die im Zeitraum eines halben Jahres erfolgt sind, als am 1. Januar bzw. 1. Juli geleistet gelten. Die Anlagedauer beträgt also in diesen Fällen statt 3 Jahre nur 2½ Jahre.

Je nach Einkommenshöhe, Steuerklasse und Vertragssumme kann die Steuerermäßigung 10 bis 50% des eingezahlten Geldes betragen. Zur weiteren Beratung an unseren Schaltern oder unter Fernsprechsammel-Nr. 90101 Hausanschluß 211 oder 212 sind wir gerne bereit.



FRANKFURTER SPARKASSE VON 1822
(POLYTECHNISCHE GESELLSCHAFT)



Max Wertheimer wurde 1880 in Prag geboren. Nach anfänglichem Jurastudium widmete er sich der Psychologie, in der namentlich Stumpf und Külpe seine Lehrer wurden. Er promovierte 1904 in Würzburg, habilitierte sich 1912 in Frankfurt und lehrte nach dem 1. Weltkrieg, bis 1929, an der Universität Berlin. Dann kehrte er nach Frankfurt zurück, wo er Ordinarius und Direktor des Psychologischen Instituts wurde. 1933 wurde ihm der Lehrstuhl genommen. Er ging nach USA und wirkte dort bis zu seinem Tode (1943) an der New School for Social Research in New York.

Wertheimer ist der Initiator derjenigen Forschungsrichtung, die unter dem Namen Gestaltpsychologie bekannt geworden ist. In einer — für sein eigentliches Lebenswerk wenig bedeutsamen — Früh- oder Vorphase galt sein Interesse kriminalpsychologischen Problemen, der sog. Tatbestandsdiagnostik. Während diese Untersuchungen noch im Zeichen assoziationspsychologischer Methodik standen, vollzog sich einige Jahre später — um 1910 — jene grundsätzliche Wendung in seinem wissenschaftlichen Denken, die in der Psychologie zu weltweiter Wirkung gelangte. Es handelte sich darum, eine damals herrschende, dem seelischen Geschehen unangemessene Art der Problemstellung und des Lösungsansatzes durch den Übergang zu einer anderen — als „ganzheitlich“ bezeichneten — Frageweise zu überwinden, dies jedoch nicht so, wie es von geisteswissenschaftlicher Seite (Dilthey) versucht wurde, nämlich durch den Verzicht auf jede experimentelle Methode, sondern unter ausdrücklicher Beibehaltung des Strebens nach experimentell zu gewinnenden und zu kontrollierenden Befunden und klaren Entscheidungen.

Wertheimers Forschungen erstreckten sich, was die inhaltliche Seite betrifft, hauptsächlich auf das aus methodischen Gründen bevorzugte Gebiet der Wahrnehmung und des Denkens. Dazu rückten Berührungspunkte mit der Logik, Erkenntnistheorie, Aesthetik und Ethik immer mehr in den

nischen Hochschule in Zürich wirkte, die Berufung auf den neu zu schaffenden Lehrstuhl der physikalischen Chemie. Ihm ist es zu danken, daß der Lehrstuhl gleich als Ordinariat geschaffen wurde, während damals die meisten anderen deutschen Universitäten sich mit einem Extraordinariat oder gar nur einer Assistentenstelle für das junge Fach begnügen mußten.

Richard Lorenz hat bis zu seiner letzten schweren Erkrankung das Institut geleitet, aus dem viele schöne Arbeiten in die Welt hinausgegangen sind. Die Haupttriebfeder war hier seine bis in das Alter bewahrte geradezu jugendliche Begeisterungsfähigkeit für die wissenschaftliche Forschung, die alle Mitarbeiter mitriß. Als Forscher war er der typische Romantiker, dem immer wieder neue Ideen einfielen, von denen, schon wegen ihrer großen Zahl, nur die besten bearbeitet werden konnten. Sein lebhaftes Temperament gepaart mit einer außergewöhnlichen Liebenswürdigkeit hat ihn zu seiner Zeit zu einem der beliebtesten Hochschullehrer gemacht. Es ist daher nicht erstaunlich, daß von ihm auch zahlreiche Anekdoten erzählt wurden. Eine von diesen möge den Abschluß bilden.

Lorenz sitzt in seinem Arbeitszimmer im Institut bei einer Besprechung mit einem seiner Assistenten. Da klopf es an die Tür und auf sein „Herein“ tritt ein Herr mittleren Alters ein. Lorenz springt auf, geht auf den Herrn zu, schüttelt ihm die Hand und gibt in seiner temperamentvollen und liebenswürdigen Weise seiner Freude darüber Ausdruck, den Herrn begrüßen zu können. Dann wendet er sich an seinen Assistenten, dem er zuflüstert: „Wer ist denn das eigentlich?“ Die Behauptung, Lorenz hätte so laut geflüstert, daß der Besucher die Frage hätte hören müssen, ist nicht sicher verbürgt. Magnus

In Enno Hendrik Boeke gewann die neugegründete Frankfurter Universität 1914 einen namhaften Wissenschaftler als ersten Ordinarius für Mineralogie und Petrographie und Direktor des mineralogischen Institutes.

Von der Physikalischen Chemie herkommend — seine Lehrer waren in Amsterdam H. W. Bakhuis-Roozeboom und J. D. van der Waals, in Göttingen G. Tammann — wandte er sich 1906 bei F. Rinne in Hannover der Mineralogie zu.

Die vielseitigen Anregungen des Meisters Rinne ließen ihn die physikalisch-chemischen Arbeitsmethoden auf mineralogische Probleme anwenden, zu einem Zeitpunkt, an dem insbesondere die Petrographie sich fast ausschließlich nur rein beschreibender Mittel bediente. Mit Rinne ging er nach Königsberg und habilitierte sich 1908 für Mineralogie. Seine bahnbrechenden Ansätze auf dem Gebiete der physikalisch-chemischen Mineralogie und Petrographie fanden in der Fachwelt bald Anerkennung und Beachtung.

Bereits 1910 erhielt er einen Ruf auf das erste in Deutschland gegründete Extraordinariat für physikalisch-chemische Mineralogie und Petrographie in Leipzig, 1911 wurde er nach Halle, 1914 als o. Professor an die Universität Frankfurt a. M. berufen.

Boekes wissenschaftliche Verdienste beruhen auf der Einführung betont physikalisch-chemischer Denkweisen und Arbeitsmethoden in die Petrographie. So förderte er insbesondere auf dem Gebiete der Salzpetrographie durch Gleichgewichtsbetrachtungen mit vereinfachenden, diagrammatischen Darstellungen die Erkenntnis über die Genese der Kalisalzlagerstätten in Details weit über die vorangegangenen grundlegenden Arbeiten van't Hoff's hinaus. Sein experimentelles Geschick stellte er weiterhin in den Dienst der Klärung von Zustandsänderungen bei zahlreichen Mineralphasen, insbesondere bei Karbonaten. Eine von ihm eigens dazu entwickelte, statistische Methode zielt darauf ab, unter Auswertung eines reichlichen Analysenmaterials die Mischkristalleigenschaften einer Reihe wichtiger gesteinsbildender Silikate zu klären. Sein für die damalige Zeit bewundernswürdiges Buch über die „Grundlagen der physikalisch-chemischen Petrographie“ legt Zeugnis von dem ungewöhnlichen Überblick über diese Fachsparte ab, und die Neuaufgaben dieses Werkes (durch W. Eitel) bilden noch heute das wichtigste Nachschlagewerk.

Boekes Wirken fand leider ein frühes und jähes Ende, als er am 6. 12. 1918 freiwillig aus dem Leben schied.

O'Daniel

Der Zentral-Verlag für Dissertationen Triltsch-Düsseldorf-B, Jahnstraße 36, druckt Dissertationen preisgünstig. Angebote unverbindlich!

An die Abonnenten des DISKUS

Ende dieses Semesters läuft ein Teil der Jahresabonnements auf den DISKUS ab. Denken Sie bitte rechtzeitig an die Verlängerung. Sie ersparen sich Ärger und uns Kosten und Mühe. Den Abonnementspreis können Sie bei unseren Verkäufern oder unserer Geschäftsstelle unter Abgabe des Bestellscheins einzahlen.

BESTELLSCHEIN

Liefere Sie mir bitte weiterhin den

DISKUS
Frankfurter Studentenzeitung

zum Preise von DM 1,— pro Jahr zuzügl. DM —,50 Zustellgebühr.

Den Abonnementspreis habe ich bezahlt.
werde ich überweisen.

Name:
Wohnort:
Postamt:
Straße:

Der erste Rektor der Frankfurter Universität war ein Naturwissenschaftler: der Physiker Geheimrat Prof. Dr. Wachsmuth.



Blick. Am Psychologischen Institut unserer Universität entstanden unter anderem die experimentellen Studien über das Sehen von Bewegung, die allgemein als Anfang der Gestaltpsychologie gelten.

E. Rausch

Der erste Leiter des Mathematischen Seminars Frankfurt war Arthur Schönfließ, der ein bedeutender Vertreter der damals noch jungen Forschungsrichtung der Mengenlehre war. Eine Menge ist nach G. Cantor eine Zusammenfassung von irgendwelchen Dingen zu einem Ganzen, die Mengenlehre beschäftigt sich mit den ganz allgemeinen Eigenschaften solcher Mengen, etwa Enthaltenseins- oder Unendlichkeitseigenschaften, ohne Bezugnahme auf andere mathematische Grundbegriffe wie Zahl, Funktion oder Punkt. Sie gehört damit zu den Grundlagenwissenschaften, sie steht der Logik nahe und spielt eine entscheidende Rolle in Diskussionen über die Grundlagenkrise der Mathematik. Schönfließ verdankt man eine Reihe wichtiger Resultate der Theorie und überdies die erste zusammenfassende Darstellung. Weitere Verdienste von Schönfließ liegen auf dem Gebiet der Geometrie und der Gruppentheorie. Er löste das berühmte Problem der durch die räumlichen Gitter bestimmten 230 Raumgruppen, das für die Erforschung der Struktur der Kristalle grundlegend ist.

Ein anderes bedeutendes Mitglied des Frankfurter Mathematischen Seminars war Max Dehn. Seine Bedeutung liegt auf dem Gebiet der Grundlagen der Geometrie und dem Gebiet der Topologie. Er untersuchte die axiomatischen Wurzeln der Geometrie der Ebene und stieß dabei auf sehr tiefliegende, zum Teil auch heute noch nicht völlig aufgeklärte Tatsachen. Neben vielen anderen wichtigen Entdeckungen über die Grundlagen der Geometrie ist vor allem Dehns Leistung in der Topologie, dem jüngsten und modernsten Zweig der Geometrie, hervorzuheben. Dehn erkannte die enge Verknüpfung von Topologie und Gruppentheorie, er steht durch seine starke Hervorhebung der kombinatorischen Seite der Topologie am Beginn einer sehr fruchtbaren und weitreichenden Entwicklung der Theorie in neuerer und neuester Zeit.

W. Franz

Im Jahre 1910, als die Gründung der Frankfurter Universität vorbereitet wurde, erhielt Professor Dr. Richard Lorenz, der als Professor der Elektrochemie an der Eidgenössischen Tech-



die Jahreszuschüsse wertlos machte. In den Jahren 1924 und 1925 rettete uns die vorübergehende Hilfe der Stadt Frankfurt und des preußischen Kultusministeriums und später ein einmaliger Zuschuß des Reichsministeriums des Innern. Trotzdem kam das Institut vom Jahre 1928 an wieder zu einer Art Autarkie. Durch Kurse, Gutachten, Beratungen, Konstruktion von wissenschaftlichen Forschungs- und Meßinstrumenten erhielten wir uns selbst und wir waren ein wenig stolz darauf, daß wir wohl von allen öffentlichen Forschungs- und Universitäts-Instituten am wenigsten an Staat und Öffentlichkeit um Unterstützung herangetreten sind und die reichlich 100 000 Reichsmark betragenden Ausgaben fast ganz selbst erarbeiteten. In meinem Bericht aus dem Jahre 1931 lese ich heute die Notiz: „Das war ein schweres Arbeiten, aber zugleich erwachsen aus den Existenzkämpfen des Instituts auch neue Kräfte. Wir sind bis jetzt nicht untergegangen und hoffen, auch späterhin nicht unterzugehen.“

Wir hatten treue selbstlose Freunde. Außer Geheimrat Oswald muß ich besonders des Kurators und ersten Vorsitzenden unseres Stiftungsrats Dr. Gerlach, gedenken und seines Nachfolgers, des zweiten geschäftsführenden Kurators der Universität, Gesandter Professor Dr. Riezler.

Soviel über die äußeren Dinge. Im Innern des Instituts war es höchst lebendig. Es wurde mit Feuereifer, oft Tag und Nacht, studiert, beraten, diskutiert, gerechnet und experimentiert und nach zehn Jahren konnten wir einen stattlichen Forschungsband über unsere Ergebnisse vorlegen, dessen Wirkung auch heute noch vielfach spürbar ist. Der Grund für das Gelingen so manchen mühsamen Forschungswerkes lag in dem freundschaftlichen, fröhlichen, zuversichtlichen Kameradschaftsgeist des Mitarbeiterkreises. Ich gedenke ihrer aller, der wenigen noch Lebenden wie der zahlreicheren Heimgegangenen mit warmer Anhänglichkeit. Einer aus diesem Kreise, der jetzige Direktor des Max-Planck-Instituts hat dann, nach meiner Vertreibung aus der Heimat, das Institut durch die Gefahren der nationalsozialistischen Zeit und des Weltkrieges hindurchgerettet und als Max-Planck-Institut zu seiner heutigen Größe entwickelt. Friedrich Dessauer



Chr. Metzger & Söhne
Frankfurt-M.-West Kiesstr. 40

VERGLASUNGEN · SPIEGEL

1868 85 Jahre 1953

Die Buchhandlung für den Mediziner

JOHANNES ALT

Fachbuchhandlung und Antiquariat für Medizin und Naturwissenschaften

FRANKFURT A. M.-SÜD 10
Gartenstraße 134 · Telefon 61993

Jetzt wieder in den erweiterten Geschäftsräumen Gartenstr. 134, Haltestelle Hippodrom, in der Nähe der Universitätskliniken

Wirtschafts- und Sozialwissenschaften

Die Johann Wolfgang Goethe-Universität in Frankfurt a. M. ist mit ihren 40 Lebensjahren eine sehr junge Universität. Aber Alter allein ist noch kein Verdienst und Jugend keine Schande. Das gilt für die Hochschulen ebenso wie für die ihr angehörigen Disziplinen.

Die Universität Frankfurt a. M. gehört zu den Großstadt-Universitäten, die um die Jahrhundertwende aus der damaligen historischen Situation heraus entstanden. Die industrielle Revolution und die anschließende soziale Umwälzung hatten im Laufe des 19. Jahrhunderts eine Fülle von neuen Problemen aufgeworfen, die mit den alten Methoden und den traditionellen Wissenschaften nicht mehr zu bewältigen waren. So kam es zur Gründung neuer Hochschulen, die sich mit den neuen technischen, wirtschaftlichen und sozialen Problemen auseinandersetzen und den wachsenden Bedarf von Wirtschaft und Verwaltung an akademisch geschulten Kräften decken sollten. Die Anregung zu diesen Neugründungen ging vielfach von führenden Kaufleuten und



Wilhelm Gerloff,
o. ö. Professor der Wirtschaftlichen Staatswissenschaften,
Rektor 1926—27 u. 1931—32

Industriellen aus, welche das Bedürfnis nach solchen neuen Lehr- und Forschungseinrichtungen schon früh erkannten. Genannt seien Gustav von Mevissen, auf den die Gründung der Handelshochschule Köln im Jahre 1901 zurückzuführen ist, und Wilhelm Merton, der im gleichen Jahre die Grundlagen für die Akademie für Sozial- und Handelswissenschaften in Frankfurt a. M. legte. Um dieselbe Zeit entstanden weitere Handelshochschulen in Wien, Leipzig, Berlin, Mannheim und München.

Im Kreise dieser neuen Fach-Hochschule hatte Frankfurt a. M. von vornherein eine Sonderstellung, die schon äußerlich in der Namengebung zum Ausdruck kam. Sie war nicht nur Handelshochschule im engeren Sinne, sondern ordnete zugleich die Handelswissenschaften in den breiteren Bereich der Sozialwissenschaften ein. Als dann 1914 die Universität Frankfurt a. M. entstand, wurde die Akademie für Sozial- und Handelswissenschaften zur Wirtschafts- und Sozialwissenschaftlichen Fakultät umgewandelt, und in ähnlicher Weise verfuhr man bei der Gründung der Universität Köln im Jahre 1919; das Frankfurter Prinzip — Pflege der Wirtschaftswissenschaften in engem Zusammenhang mit den Sozialwissenschaften — hat sich so allgemein durchgesetzt.

Die Betonung der sozialwissenschaftlichen Forschungsrichtung im Rahmen der Wirtschafts- und Sozialwissenschaftlichen Fakultät kam vor allem in der Person Franz Oppenheimers (geb. 10. 3. 1864 in Berlin, gest. 30. 9. 1943 in Los Angeles) zum Ausdruck, der ursprünglich Nationalökonom war, sich später aber immer stärker der Soziologie zuwandte. Sein Nachfolger Karl Mannheim war reiner Soziologe.

Charakteristisch für die Frankfurter Wirtschafts- und Sozialwissenschaftliche Fakultät ist die besondere Pflege der Finanzwissenschaft, die vor allem auf den Einfluß von Wilhelm Gerloff zurückzuführen ist. Auch im Bereich der Statistik hat sich Frankfurt durch das Wirken von Franz Zizek (1916 bis 1938) einen besonderen Namen geschaffen.

Der besonderen Pflege des sozialwissenschaftlichen Bereichs angeschlossene Seminar für Fürsorgewesen und Sozialpädagogik diente auch der Lehrstuhl für Armenwesen und Sozialfürsorge, der 1914 bis 1936 von Christian J. Klumker verwaltet wurde. Das besteht noch heute. In diesem Zusammenhang ist auch der nach dem letzten Kriege neu geschaffene Lehrstuhl für Sozialpolitik, insbesondere soziale Hilfspolitik, zu nennen.

Zugleich mit der Akademie für Sozial- und Handelswissenschaften entstand jene neue Fachrichtung, die heute die größte Zahl der Studierenden unserer Universität auf sich vereinigt, nämlich die Betriebswirtschaftslehre. Sie trat zunächst sehr be-


scheiden unter dem Namen „Handelstechnik“, später „Handelswissenschaft“, auf (daran erinnert noch heute der Name der ältesten Zeitschrift dieses Faches, der „Zeitschrift für handelswissenschaftliche Forschung“). Von „Betriebswirtschaftslehre“ spricht man erst seit 1919.

Die Universität Frankfurt a. M. hat in diesem neuen Wissenschaftszweig von Anfang an neben Berlin und Köln eine führende Rolle gespielt. Dabei sind insbesondere die Namen Josef Hellauer und Fritz Schmidt zu nennen.

Josef Hellauer (geb. 1. 6. 1871 in Wien), der 1921 von Berlin nach Frankfurt berufen wurde und heute noch als Emeritus in Frankfurt a. M. lebt, ist international bekannt durch seine „Welthandelslehre“, die noch vor kurzem neu aufgelegt werden konnte.

Fritz Schmidt (geb. 13. 3. 1882) wurde 1910 nach Frankfurt berufen und wirkte dort bis zu seinem Tode Anfang 1950. Sein Verdienst besteht darin, daß er sich nicht mit einer bloß technischen Betrachtung der Vorgänge in den Unternehmungen begnügte, sondern sich bemühte, die Gesetze der Unternehmung aus ihren Aufgaben für die Gesamtwirtschaft abzuleiten. Sein grundlegendes Werk „Die organische Tageswertbilanz“ wurde so zu einer umfassenden Theorie der Unternehmung und beeinflusste die internationale Diskussion maßgeblich.

Ein historischer Rückblick, wie er oben gegeben wurde, gewinnt seinen eigentlichen Sinn nur dadurch, daß man daraus Schlußfolgerungen für die Gegenwart abzuleiten weiß. Sie können für die heute zu fallenden Entscheidungen ein erhebliches Gewicht erlangen. Der Schwerpunkt der Wirtschafts- und Sozialwissenschaftlichen Fakultät hat sich im letzten Jahrzehnt mehr nach der wirtschaftswissenschaftlichen Seite hin verlagert. Wenn sich diese Tendenz weiter fortsetzt, dann ergibt sich als Konsequenz die Bildung einer reinen Wirtschaftswissenschaftlichen Fakultät, neben der dann eine besondere Sozialwissenschaftliche Fakultät zu errichten wäre. Eine solche Aufgliederung stünde aber in direktem Gegensatz zu der historischen Entwicklung und würde außerdem den sachlichen Notwendigkeiten nicht gerecht. Die wirtschaftlichen Probleme stehen in engstem Zusammenhang mit den gesellschaftlichen Problemen; denn jedes Wirtschaften ist heute ein gesellschaftlicher Vorgang. Das gilt nicht nur für die Gesamtwirtschaft, sondern ebenso sehr für die einzelne Betriebs-



- MUNDHARMONIKAS
- HANDHARMONIKAS
- AKKORDEONS
- SAXOPHONE

ELECTRONISCHE INSTRUMENTE

- NOTEN · LITERATUR

MATTH. HOHNER AG · TROSSINGEN/WURT.

wirtschaft, deren ökonomische Ziele nur unter Berücksichtigung und Beachtung der sozialen Zusammenhänge erreichbar sind. Daraus ergibt sich die Notwendigkeit, den Charakter der Fakultät als einer Wirtschafts- und Sozialwissenschaftlichen Fakultät erneut zu betonen und vor allem die Lücken, die im sozialwissenschaftlichen Lehr- und Forschungsbereich der Fakultät entstanden sind, alsbald wieder auszufüllen.

Karl Hax

Zwei große Soziologen

Vor dem ersten Weltkrieg war in Deutschland auch die Soziologie suspekt. Wenngleich Max Weber, Georg Simmel, Robert Michels damals einige der wichtigsten Arbeiten der neueren Soziologie schrieben, war sie als Lehrfach jedenfalls nicht zugelassen. Dem Zusammenbruch des Kaiserreichs schien eine neue Zeit zu folgen, und die beiden Universitäten, die jetzt erstanden, Frankfurt und Köln, errichteten zum Beweis ihrer Modernität, zu der sie entschlossen waren, einen Lehrstuhl „für Volkswirtschaftslehre und Soziologie“. Bis 1933 galten Frankfurt und Köln denn auch als „Hochburgen“ der deutschen Soziologie. In Köln ging es freilich akademischer zu. Frankfurt hatte sich 1919 Franz Oppenheimer geholt, der, 1864 in Berlin geboren, von 1886 bis 1898 als Arzt praktizierte, sich jedoch bald inbrünstig der Sozialreform widmete und 1909 in Berlin als Privatdozent für Soziologie und Theoretische Nationalökonomie habilitierte. Die mannigfachen Übel, mit denen das bestehende kapitalistische System noch von der Feudalität her belastet ist, rühren ihm aus der „Bodensperre“ her: daß die Menschen keinen Zugang mehr zum Lande haben, sich nicht mehr des Besitzes von eigenem Grund und Boden erfreuen können. Das Heil erhoffte er sich von der Siedlungsgenossenschaft, die überdies den Kommunismus zu überwinden helfe. Das klingt heute dürftig genug. Aber noch die Kibbuz-Bewegung im Staate Israel verdankt sich zu großem Teil seinen Vorschlägen einer agrargenossenschaftlichen Siedlungsgenossenschaft, die keiner staatlichen Regulierung mehr bedarf. Oppenheimer hat den Zionismus tatkräftig unterstützt; während des Krieges hat das von ihm gebildete Komitee für den Osten den Juden der okkupierten osteuropäischen Länder manche Hilfe leisten können. Aber er galt auch als kriegswirtschaftlicher Experte: er wurde zur Planung der Lebensmittelversorgung herangezogen, er arbeitete die Pläne zur Requirierung der zur Ernteeinbringung notwendigen Arbeitskräfte aus, er entwarf den Erlaß Hindenburgs, wonach an Kriegsveteranen Land verteilt werden sollte. Später hat er der Sozialdemokratie ein Programm zur inneren Kolonisierung angeboten.

Dieser auch literarisch rührige Mann hat von einer formalen Soziologie nichts gehalten, erst recht nichts von einer Einschränkung der Soziologie auf ein Spezialfach. Sein „System der Soziologie“ (1922—1935) weiß sich vielmehr in der Tradition der großen Soziologie des 19. Jahrhunderts. Sie ist Universalwissenschaft, die die Befunde der Ökonomie, Psychologie und Geschichte zu einer Synthese zu vereinen sucht. Die Geschichte der menschlichen Gesellschaft, der „soziale Prozeß“ schlechthin, weist Gesetzmäßigkeiten auf, die die Soziologie, so meint Oppenheimer, aufzudecken hat. Hierzu zählt u. a., daß der Staat, welches immer seine angeblichen geistigen Ziele und Motive auch sein mögen, einzig von der Machtfunktion her zu verstehen ist, die er ausübt. Er hat solange Bestand, als die Völker und Rassen einander bekriegen; im Grund ist er bereits überflüssig, wenn nur alle die Grundsätze des „liberalen Sozialismus“ befolgten, zu dem dieser Soziologe sich bekannte.

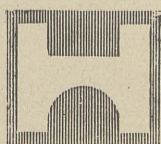
Man mag sein soziologisches System eklektisch heißen, Oppenheimer war bloß auf die Originalität seiner Theorie von der Bodensperre stolz. 1933 wurde auch er gezwungen, in die Fremde zu gehen, in der er sich nicht mehr zurecht fand. Er starb 1943 in Los Angeles. Nurmehr wenige erinnern sich heute noch an ihn.

Dagegen erfreut sich die „Wissenssoziologie“ von Karl Mannheim, der 1929 Oppenheimers Lehrstuhl übernahm, auch heute noch der Beachtung durchs interessierte Publikum in aller Welt. 1893 in Budapest geboren, begeisterte sich Mannheim, unter dem Einflusse von Georg Lukács, wie andere junge Intellektuelle seinesgleichen für die ungarische Räterepublik. Als diese zusammengeschossen wurde, vergingen ihm die revolutionären Flausen. Strebsam wandte er sich dem Neukantianismus und der Phänomenologie Husserls zu. Die Marxsche Theologie reduzierte sich für ihn zu einem Spezialproblem der Fachsoziologie (Unterbau-Überbau-Thema) und schließlich zu einer Ideologie unter anderen zeitgenössischen Ideologien. Doch nahm er noch soviel von ihr auf, daß sein verwirrend beunruhigendes Buch über

PHILIPP HOLZMANN

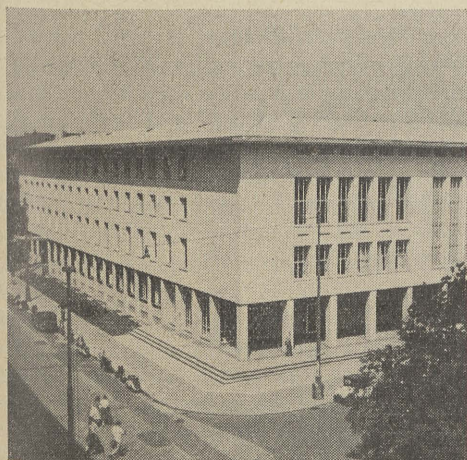
AKTIENGESELLSCHAFT
FRANKFURT AM MAIN

AUGSBURG · BERLIN
BIELEFELD · BOCHUM
BONN · BREMEN
DÜSSELDORF
HAMBURG · HANNOVER

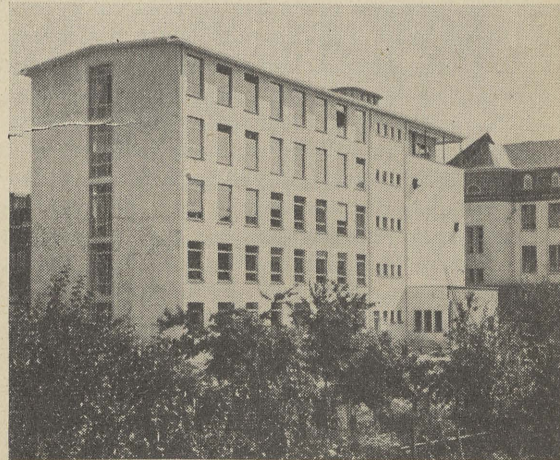


KIEL · KOBLENZ
KÖLN · MAINZ
MANNHEIM · MÜNCHEN
MÜNSTER · NÜRNBERG
STRAUBING · STUTTGART

H O C H B A U · T I E F B A U
S T A H L B E T O N B A U
S T E I N M E T Z B E T R I E B E



STUDENTENHEIM



INSTITUT FÜR PHYS. CHEMIE

„Ideologie und Utopie“ (1929) lange Zeit als eine Weiterführung der kritischen Gesellschaftstheorie Marxens galt. Freilich auch als deren scharfsinnige Widerlegung, solange wenigstens, bis Heideggers Existenzialontologie zur Weltanschauung der Intelligenz wurde, für die Mannheims vage Kategorie des „seinsverbundenen Denkens“ noch zuviel unerfreuliche Realität enthielt.

Mannheims Witterung für die Forderungen des Tages hatte ihm die Chancen einer wissenschaftlich betriebenen Politik abtasten lassen. Diese sollte hinfert, wie er hoffte, denen ausgeliefert sein, die sich in den Prinzipien der „Wissenssoziologie“ auskannten. Die wurde in den Jahren vor 1933 zur Modesoziologie schlechthin. Mannheim begann, sie in eine Lehre vom sozialen Handeln auszuweiten, deren erstanlich leeren Formalismus er auf eine faszinierende Art mit den Flickchen umkleidete, die er sich von Pragmatismus, der Sozialpsychologie und anderer gängiger Moderne entlieh. Indem die Wissenssoziologie alles erklären zu können und zugleich die Entscheidung zum politischen Handeln jedem anheim zu stellen schien, erlangte die Frankfurter Universität, an der sie gelehrt wurde, allenthalben den Ruf einer besonders freisinnigen und fortgeschrittenen Stätte.

Mannheim war pädagogisch vorzüglich begabt und hielt seine Studenten an, sich ins Detail zu versenken, die Verklammerung der Fakten aufzuspüren, auf durchgängige Tendenzen ebenso zu achten wie auf die kleinen unscheinbaren Veränderungen der sozialgeschichtlichen Wirklichkeit; er war besser als sein Ruf. 1932 begann er, nach dem Modell der chicagooer Forschungsgruppe um Rob. E. Park, mit konkreten stadtsoziologischen Untersuchungen. 1933 in die Emigration gezwungen, hat er vergebens sich geistig zu akklimatisieren bemüht, der fraglose Schwung der frühen Arbeiten erlosch. Als er 1947 in London starb, überlebte ihn, will mir scheinen, einzig das, was seiner Wissenssoziologie angetan wurde: als beschränktes Studiengebiet gegen eine umfassende Sozialtheorie ausgespielt zu werden.

H. Maus

Die ersten Reformen

Wenn ich zurückblicke auf die Zeit, da ich noch aktiver Professor an der Johann Wolfgang Goethe-Universität war, so treten in der Erinnerung hauptsächlich vier Vorkommnisse, an denen ich maßgeblichen Anteil hatte, hervor. Es sind das: die Reorganisation des Prüfungswesens, die Gründung des Genossenschaftsinstitutes, die Abhaltung von Verkehrskursen und die Durchführung von Studienreisen.

Das Prüfungswesen an der wirtschafts- und sozialwissenschaftlichen Fakultät war 1921, als ich in diese eintrat, zum Teil recht unerfreulich. Er wurden zum Beispiel mündliche Prü-

Mulus mit Lebenserfahrung

„Muli“ wurden früher alle genannt, die zwar ihr Abitur „gebaut“ hatten, aber noch nicht in einer Hochschule eingeschrieben waren. Weder Pennäler, noch Studiosi, galten sie in übertragenem Sinne als unfertig. Diese Zeit erstreckte sich jedoch nur über Wochen, in fast allen Fällen von Ostern bis zum Semesterbeginn Anfang Mai.

Von allen Studenten, die im Wintersemester 1927/28 die preußischen Universitäten besuchten, waren 82% unmittelbar nach der erfolgten Reifeprüfung zur Universität überwechselt. Aufgegliedert nach Fakultäten sieht das Bild wie folgt aus:

Evangelische Theologie	87%
Katholische Theologie	96%
Juristische Fakultät	86%
Rechts- u. Staatswissenschaften	78%
Wirtschafts- u. Sozialwissenschaften	71%
Medizinische Fakultät	89%
Philosophische Fakultät	79%
Naturwissenschaftliche Fakultät	85%

Der Titel „mulus“ war keine Dauerbezeichnung. Aus den Zahlen geht hervor, daß der eben Immatrikulierte, wenn er im ersten Semester in eine Verbindung eintrat, kaum den Staub der Schulklasse von den Kleidern geschüttelt hatte. Er besaß die Lebenserfahrung eines Primaners. Seine Stellung unter den älteren Kommilitonen war die eines Neulings, eines Unerfahrenen, und manche Anekdoten aus dem Verbindungsleben lassen die Einstellung zu den jüngsten Studenten kraß hervortreten.

Wer heute wie damals „Füchse unter den Tisch“ kommandieren wollte, könnte leicht in eine peinliche Situation geraten. Die Objekte des Erziehungsversuches würden für dieses Kommando kaum Verständnis aufbringen. So ist inzwischen die Zeit zwischen dem ersten Besuch in einer Verbindung und der endgültigen Aufnahme eher ein Kennenlernen, ein gegenseitiges Erproben geworden, als etwa ein Erziehungs- oder Bildungsversuch, von dessen Gelingen das Tragen von Band oder Mütze abhängt. Die Zeit zwischen Reifeprüfung und dem Beginn des Studiums erstreckt sich heute bei den meisten Studenten nicht mehr auf Wochen sondern auf Jahre. Sie ist nicht mit Warten und Pläneschmieden ausgefüllt. Folgende Zahlen sind aus der Sozialerhebung des Verbandes Deutscher Studentenwerke vom Sommersemester 1953 entnommen. (Sie betreffen nur die Studierenden an Universitäten der Bundesrepublik einschl. West-Berlin.)

Zwischen Reifeprüfung und Beginn des Studium verging an Zeit:

	(in % der Studierenden)				
	keine	bis 1 Jahr	1-2 Jahre	2-3 Jahre	üb. 3 Jahre o. A.
männl.	34,4	28,0	11,7	6,8	17,8
weibl.	33,1	28,8	12,5	6,5	17,3

Von allen Studenten konnte nur rund ein Drittel den Weg zur Hochschule unmittelbar finden. 25% mußten dagegen mehr als 2 Jahre auf den Studienbeginn warten. Unter ihnen befinden sich Tausende von Heimkehrern, die ihr Abitur in den Dreißiger-Jahren ablegten und nach mehrjähriger Kriegsgefangenschaft erst heute ihre Ausbildung fortsetzen können.

fungen abgehalten, bevor noch die Diplomarbeiten durchgesehen und zensiert worden waren. Nach der Reorganisation wurde ich zum Vorsitzenden des Prüfungsamtes für Diplomkaufleute und Diplomhandelslehrer gewählt. In dieser Stellung verblieb ich auch bis zu meiner Emeritierung im Jahre 1936. Nur in den letzten Jahren vor dieser mußte ich den nominellen Vorsitz an einen Nationalsozialisten abgeben, blieb aber Geschäftsführender Stellvertreter des Vorsitzenden.

Seit langem empfand man das Bedürfnis, erhöhte Ausbildungsmöglichkeiten für künftige Genossenschaftsbeamte zu schaffen. Man sprach sogar von der Errichtung einer besonderen Hochschule für Genossenschaftswesen. Ich machte den Vorschlag, zur Errichtung eines Instituts für Genossenschaftswesen, und ging auch sofort an die Durchführung dieses Planes. Es wurde eine besondere Bibliothek und ein Archiv geschaffen, Kurse sowie Arbeitsgemeinschaften abgehalten und wissenschaftliche Abhandlungen als Veröffentlichungen des Instituts herausgegeben. Bei all dem fand ich die Unterstützung einer zu diesem Zweck gegründeten Gesellschaft der Freunde und Förderer des Instituts. Meinem Assistenten, dem jetzigen Professor Dr. Reinhold Henzler, übertrug ich dabei den Hauptteil der Arbeiten. Das Institut erfreute sich in Genossenschaftskreisen großer Beliebtheit und eines beträchtlichen Ansehens unter den anderen Wissenschaftlern.

Mein Institut für Handel erweiterte ich bald durch Hinzunahme des Verkehrs. Im Rahmen der verkehrswissenschaftlichen Ausbildungsmöglichkeiten hielt ich in den Wintersemestern besondere Kurse ab, zu denen ich hervorragende Praktiker als Vortragende heranzog. Den Höhepunkt bildete ein Kurs über Eisenbahnwesen, für den ich fast ausschließlich Direktoren der Hauptverwaltung der Deutschen Reichsbahn gewann. Auch diese Verkehrskurse fanden in den Kreisen der wirtschaftlichen Praxis großen Anklang.

Meinem Institut für Handel und Verkehr gab ich eine erhöhte Wirksamkeit durch Studienreisen im In- und Ausland. Im Inland wurden das rheinisch-westfälische Industriegebiet sowie Hamburg, Bremen und Kiel besucht. Zwei große Auslandsreisen gingen nach Holland und Österreich. Dabei wurden Hafeneinrichtungen, Börsen, Auktionen und sonstige Handelsveranstaltungen besichtigt, aber auch kulturelle Einrichtungen in Augenschein genommen. Ich kann wohl sagen, daß diese Studienreisen bei den Studenten, die teilnahmen, wahre Begeisterung erweckten. Ich ermöglichte es auch minderbemittelten Studenten, sich an den Fahrten zu beteiligen, indem ich ihnen von hochherzigen Bürgern der Stadt Stipendien verschaffte.

Nun bin ich schon lange Zeit emeritiert. An Stelle der Aktivität trat die Erinnerung. Hellauer

Eine andere Gruppe, für die der Übergang zur Universität ebenfalls schwierig ist, sind die Studierenden aus der sowjetischen Besatzungszone. Auch in der sogenannten Deutschen Demokratischen Republik drängen dieselben Schichten zur Hochschule, wie im Bundesgebiet. Jedoch werden durch die Zulassungsbedingungen die Kinder ganzer Berufsgruppen vom Studium ausgeschlossen, wenn auch theoretisch die Möglichkeit zum Studium bestehen mag. Es muß z. B. der Anteil der Arbeiter und werktätigen Bauern und deren Kinder an der Gesamtzahl der Neuzuzulassenden in der sowjetischen Besatzungszone mindestens 40% betragen. Außerdem sollen nur diejenigen zugelassen werden, die aus den Bevölkerungskreisen stammen, die am Neuaufbau der Deutschen Demokratischen Republik mitgewirkt haben. Mit der letzten Einschränkung können alle vom Studium ausgeschlossen werden, deren politische Haltung nicht mit der Linie des Marxismus übereinstimmt. Tausende von Abiturienten stellen vergeblich Immatrikulationsgesuche, besonders wenn der Vater selbst Akademiker war oder eine höhere Stellung im Wirtschaftsleben einnimmt oder gar freiberuflich tätig ist. Von allen Studierenden aus der sowjetischen Besatzungszone, die jetzt die Hochschulen der Bundesrepublik besuchen, konnten nur 17,2% unmittelbar nach ihrer Reifeprüfung eine wissenschaftliche Ausbildung beginnen.

Auch den Heimatvertriebenen stellen sich häufig Schwierigkeiten entgegen, wenn sie ihre Kinder auf die Universität schicken wollen. Nur 26,4% der heimatvertriebenen Studenten schlossen ihre Universitätsausbildung direkt an die Reifeprüfung an.

Häufig mag vorkommen, daß der Abiturient einen praktischen Beruf ergreift, etwa in die Wirtschaft geht, und nach Jahren sich dennoch zu einem Besuch der Hochschulen entscheidet. Dasselbe gilt für Volksschullehrer, die durch den Hochschulbesuch weiterkommen wollen. Diese Tendenzen zeigen sich recht deutlich in den Zahlen aus dem Wintersemester 1927/28 (s. o.). Die Aufgliederung nach Fakultäten würde heute kein genaues Bild ergeben, da der späte Studienbeginn auch auf die Heimkehrer, die politischen Flüchtlinge und die Heimatvertriebenen zutrifft, welche Gruppen zusammengezogen etwa ein Drittel der Studentenschaft ausmachen.

55,5% aller männlichen Studienanfänger vom Sommersemester 1953 waren vor Studienbeginn erwerbstätig. Bei 37,5% aller weiblichen Erstimmatrikulierten trifft dasselbe zu. Die meisten von ihnen arbeiteten in der Zeit vor Studienbeginn ganztätig. In vielen Fällen muß der Abiturient deshalb eine längere Erwerbstätigkeit vor sein Studium setzen, weil die Eltern nicht in der Lage sind, die vollen Studienkosten aufzubringen. Auch die Beihilfen der Studentenwerke und die staatlichen Förderungsmittel stehen den Erstimmatrikulierten zum Teil gar nicht oder nur in beschränktem Umfange zur Verfügung. Das Werkstudententum beginnt bereits vor der Immatrikulation.

Man sagt in Washington

Am 17. Mai 1954 entschied das Oberste Bundesgericht der Vereinigten Staaten, daß die Unterhaltung getrennter öffentlicher Schulen — für Weiße und Schwarze — durch die Einzelstaaten der Bundesverfassung widerspricht. Es ist durchaus verständlich, wenn man als normale Reaktion des Europäers den Ruf hört: „Nun endlich!“ Wer aber das hier unterschiedene Problem und seine Hintergründe kennt, muß zugeben, daß das Gericht hier einen sicherlich nötigen, aber gewagten Schritt getan hat, der noch zahllose Schwierigkeiten aller Art zur Folge haben wird.

Einige Sätze mögen genügen anzudeuten, um was es sich handelt: Bisher sind in den Südstaaten weiße und schwarze Kinder nie in eine gemeinsame Schule gegangen. Als im Bürgerkrieg von 1865 die Neger aus der Sklaverei entlassen wurden, waren sie natürlich eine stark zurückgebliebene Gruppe. Sklaverei ist kein Mittel, die kulturelle Entwicklung zu fördern. Im Jahre 1865 erschien es unmöglich, nun unvermittelt die Negerkinder mit den Kindern ihrer bisherigen Sklavenhalter zusammen in die Schule zu schicken. Das Oberste Bundesgericht billigte deswegen im Jahre 1896, daß Staatsschulen für Schwarze getrennt von den anderen Schulen gehalten werden dürfen, wenn der Gesetzgeber eines Einzelstaates dieses wünscht. Jedoch verlangt das Gesetz die Befolgung der Formel: Getrennt, aber gleichwertig. Im letzten halben Jahrhundert hat sich aber die kulturelle Entwicklung der Schwarzen so gehoben, daß die Grundlage für dieses Prinzip weggefallen ist. Die Negerkinder können heute in das allgemeine Schulsystem eingefügt werden. Am 17. Mai 1954 hat das Oberste Bundesgericht den Grundsatz „Getrennt, aber gleichwertig“ aufgegeben und gesagt, daß heute Trennung selbst schon ungleichwertig ist.

Die Durchführung dieser Entscheidung ist sachlich und politisch kein leichtes Problem. Deswegen hat das Gericht noch kein Datum angegeben, an dem die Durchführung in allen Staaten in Kraft treten soll.

Was braucht nun so viel Zeit und was macht hier Schwierigkeiten? Man muß sich klarmachen, daß es in den meisten Südstaaten und im District of Columbia (der Stadt Washington) zwei völlig selbständige Schulsysteme gibt, jedes mit eigener Zentralverwaltung, eigenen Schulbezirken, Lehrern und Examina. Es macht natürlich Schwierigkeiten, zwei solche Betriebe zu vereinigen. Es genügt darauf hinzuweisen, daß ein Teil der Schulbeamten seine Stelle verliert, daß Lehrer — schwarz und weiß — nochmals sich einer Prüfung unterziehen müssen, um die Geeigneten für die nicht-getrennten Schulen zu finden, und daß neue Gebäude errichtet werden müssen.

Das zweite Problem ist, daß so viele Leute in den Südstaaten für die Aufrechterhaltung des getrennten Schulsystems sind. Die Reaktion im tiefen Süden war und ist eine ziemlich unfreundliche. Eine Institution, die schon so lange ein Teil des Lebens im Süden war, ist eben nicht so leicht zu ändern. Es wird viele Jahre dauern, bis die gemischte Schule im Süden wirklich akzeptiert sein wird. Es geht so weit, daß in zwei Staaten — Georgia und South Carolina — die Gouverneure erklärt haben, daß in ihren Staaten die Schulen getrennt bleiben, ob es der „Supreme Court“ verbietet oder nicht. Man muß aber dazu sagen, daß in den meisten Staaten davon nicht die Rede ist. Von den 17 Staaten, die getrennte Schulen für Neger haben, werden fast alle die Regelung des Obersten Bundesgerichtes anerkennen. Manche werden mit den Vorbereitungen warten, bis das Datum des Inkrafttretens vom Gericht festgesetzt wird. Andere, z. B. Washington D. C., haben bereits angefangen. Im Juni hat der Schulvorstand im District of Columbia beschlossen, daß bis September 1955 ein völlig gemischtes Schulsystem eingeführt werden soll.

Der Kampf um die Schulen wird sich in den nächsten Wochen und Monaten fortsetzen und wird auf die parteipolitische Struktur einen nicht geringen Einfluß haben. Im besonderen wird die Demokratische Partei, die in dieser Frage sehr gespalten ist, sich mit diesem Problem beschäftigen müssen. In den Wahlen, die im November hier stattfinden, sowie in der Präsidentenwahl im Jahre 1956 wird man über dieses Problem viel hören.

Werner Kronstein

Wer heute über die Spezialisierung der Studentenschaft klagt, das zu frühe Zuwenden zur reinen Berufsausbildung sorgenvoll betrachtet, wird die oben angeführten Zahlen nicht vergessen dürfen. Viele Studenten sind zu alt, um nicht so schnell wie möglich fertig werden zu wollen; andere bemühen sich, die vor Studienbeginn verlorengegangene Zeit durch eine möglichst eilige Ausbildung aufzuholen. Wieder andere haben in dem Berufsleben die Erfahrung machen können, daß das Zeugnis heute in Deutschland mehr bedeutet als die Allgemeinbildung. Der „mulus“, der zwar jung und unerfahren, aber mit einer erstaunlichen Gläubigkeit zur Hochschule strebte, ist heute fast ausgestorben. Mag man dies begrüßen, darüber klagen oder es einfach hinnehmen, der heutige junge Student — und dies bezieht sich nicht nur auf die Universitäten, sondern trifft weitgehend auf die Höheren Schulen ebenfalls zu — bedarf einer anderen Erziehung, will anders angesprochen sein und ist von anderen Idealen begeistert als sein Vorgänger von 25 oder etwa 50 Jahren. —

Gerhard Kath

Die Alma mater der Mensa

„Du bist aber noch sehr auf Draht“, komplimentierte unlängst ein Medizinstudent das allverehrte Schmuckstück unserer Universität, „Dich hätte ich kennen mögen, als Du 21 warst!“ „Ach damals, da bin ich net gelaufe, da bin ich geflogen“, war die prompte Antwort. Paula, an die uns ewige Gefühle unlösbar ketten: Hunger und Durst. Dieses Verhältnis hat sich vererbt von Semester zu Semester seit jener schönen Zeit vor mehr als 20 Jahren, da Paula noch geflogen ist, um müden, hungrigen Studenten neue Lebensgeister einzuflößen.

Ja, Paulas mensakademische Erinnerungen spannen sich über einen größeren Zeitraum als mancher von uns auf der Welt ist. Sie erzählen aus goldenen Vorkriegsjahren von rauschenden Universitätsfesten im Haus Langemarck, im Haus Freiherr von Stein, oder in Haus Rehau, aber auch von den schlimmen Zeiten, da sie oft genug die jungen Leute fortschicken mußte, weil es nichts zu essen gab.



Geistig neigt Paula zur Jurisprudenz: „die Studenten der Rechte machen die besten Witze, und außerdem sind sie klug und weise und die betrügt man nicht“. Dagegen fallen ihr die Betriebswirte auf wegen ihrer relativ größeren Zahlkräftigkeit, und die Chemiker spürt sie mit der Nase auf. Was ist mit den Philologen, fragte ich, worauf mir Paula mit einer kleinen Geschichte antwortete, die sich kürzlich in der Mensa zutrug: Es kommt ein feiner, alter Herr herein

(Fortsetzung von Seite 2)

und fragt nach einem Studenten. Paula geht der Sache auf den Grund und fragt: „Mein Herr, welche Fakultät suchen Sie?“ „Er ist Philologe“, darauf Paula: „Die sind hier selten“, und alles lachte.

Daß sie auch aufgebracht und böse sein kann, bewies sie aber, als ich fragte, welche Fakultät ihr die liebste sei: Was heißt Lieblingsfakultät?! Sogas gibt's nicht, keinen Unterschied, ich habe sie alle ins Herz geschlossen! (Paula, daran haben wir nie gezweifelt!). Die Akademiker sind alle höflich und nett, und weil ich immer mit ihnen zu tun gehabt habe und so ungefähr mit ihnen groß geworden bin, habe ich gemerkt, daß sie alle gebildete Menschen sind. Das hat mir auch gut getan, und sonst wäre ich vielleicht schon lange nicht mehr hier!“ Paula zieht keine Fakultät der anderen vor, aber auch nicht, wie böse Mäuler behaupten, die Studenten den Studentinnen. Sagte doch eine kleine nette Studentin (laut Paula) zu ihr: Frau Paula, ich habe schon gehört, sie geben den Herren den Vorzug und uns lassen sie warten, was? Das hat ihr bestimmt ein Student erzählt, meint die Verleumdete entrüstet.

Paula ist kompromißlos, sie lehnt jede Bewertung ab; selbst die Generation der Dreißiger Jahre und die heutige sind ihr gleich lieb. „Alle sind ordentlich, nett und höflich; oh, damals hat es zackige Kerls gegeben, aber eigentlich finde ich es heute deshalb netter, weil ich Euch jetzt erst so richtig bemuttern kann — wo ich doch keine Kinder habe!“ Ist sie nicht das plastische Symbol der alma mater, der „nährenden Mutter“ aller Studiosi und Studiosae?

Wie gern wir die Paula haben und wie unentbehrlich sie uns ist, bezeugt wohl am sprechendsten folgender Brief von Joy Bagchi aus Gwalior, Indien: „Wann kommst Du nach Indien, Paula? Ich habe nicht seit langem Russische Eier gegessen, kannst Du einmal schicken? Und Schweinebauch? Ich will ein Bild haben. Am besten Grüße von meine Mutty. Mit zärtlichen Grüßen von Joyce Bagchi.“ — lo

Die Bürgeruniversität

neraldirektor Landsberg, Frankfurt, Prof. Dr. Lorenz, Frankfurt, Geheimer Regierungsrat Professor Schoenflies, Frankfurt, Dr. Kurt Simon, Frankfurt, Prof. Dr. Titze, Frankfurt, Geheimer Regierungsrat Prof. Wachsmuth, Frankfurt, Geheimer Regierungsrat Dr. A. von Weinberg, Frankfurt, Prof. Dr. Zizek, Frankfurt.

Kaum gegründet und sozusagen nach dem ersten Atemzug im Jahre 1921 erzwangen die wirtschaftlichen und politischen Verhältnisse die Einschränkung des Geschäftsbetriebes. Die Inflation



der folgenden besten Jahre brachte zwar ein kurzes, äußerliches Aufblühen mit zahlenmäßig hohen Spenden, Beiträgen und Stiftungen, aber ein Absinken der realen Werte konnte nicht verhindert werden, und so ging es weiter bis zum Jahre 1923, in dem sich die zerrütteten Verhältnisse durch Umstellung auf die Rentenmark wieder stabilisierten. In den folgenden Jahren ging es dann wieder langsam bergauf. Es kam eine neue Blütezeit von einigen Jahren, die sich etwa bis zum Jahre 1931 erstreckte.

Nach den 1933 veränderten politischen Verhältnissen wurde auch der Geschäftsbetrieb der Vereinigung wiederum stark in Mitleidenschaft gezogen. Zahlreiche Mitglieder mußten ihren Austritt erklären, und so brach eine neue Krise über die Vereinigung herein. Die finanziellen Mittel waren entwertet und erschöpft, die Mitglieder bist auf den kleinen Rest in alle Winde zerstreut. Der Zusammenbruch 1945 führte auch das Ende der Vereinigung herbei.

Es war das große Verdienst der damaligen Rektoren Prof. Böhm und Prof. Rajewsky in den Jahren 1949 und 1950, die Initiative zur Wiedererrichtung der Vereinigung von Freun-

den und Förderern der Universität Frankfurt am Main ergriffen zu haben. Die konstituierende Mitgliederversammlung fand im November 1950 statt. In zäher Acquisitionsarbeit wurde der alte Stock der Mitglieder der Vereinigung wesentlich erweitert und stieg im Laufe der Jahre bis auf rund 600 Mitglieder.

Wieder bewährte sich jetzt das Verantwortungsbewußtsein der Frankfurter Bürger, ihren Beitrag zum Wiederaufbau und zur Neugestaltung ihrer Universität zu leisten.

Die Vereinigung hat seit ihrer Neugründung im Jahre 1950 aus Mitgliederbeiträgen und Spenden Kapitalmittel von mehr als einer halben Million D-Mark beschaffen können, wovon bis heute weit über 400 000,— DM der Universität und ihren Einrichtungen in Form von Zuwendungen verschiedener Art zur Verfügung gestellt werden konnten.

Die Anforderungen, die infolge des enormen Wachstums der Universität gestellt werden, sind aber so groß, daß es jetzt gelingen muß, noch in ganz anderer Art und Weise die in Frankfurt und Hessen ansässige Industrie für die Ziele der Vereinigung zu interessieren. Mag es uns schon gelungen sein, durch die starke Acquisition der letzten Jahre unser Mitgliedverzeichnis gewissermaßen zu einem Spiegelbild des Interesses an der Universität auszugestalten, so bleibt uns noch viel zu tun übrig, um das Verantwortungsbewußtsein der Frankfurter Bürger für ihre Johann Wolfgang Goethe-Universität noch in weit größerem Maße zu wecken. Es muß uns gelingen, die Vereinigung über den reinen finanziellen Zweckverband hinaus zu einer Institution unseres Frankfurter Lebens zu gestalten, die einfach nicht mehr weggedacht werden kann. Dazu ist der persönliche und geistige Kontakt zwischen den Mitgliedern unbedingt notwendig, den wir durch regelmäßige Vorträge mit anschließendem geselligen Zusammensein zu fördern versuchen.

Es muß uns aber auch weiterhin gelingen, noch intensiver als bisher den direkten Kontakt mit der Studentenschaft herzustellen. Jeder einzelne Student muß das Gefühl haben, daß es sich bei der Vereinigung von Freunden und Förderern um seine Vereinigung handelt. Die Studentenschaft muß das Bewußtsein erlangen, daß die Vereinigung mit ihren Freunden und Förderern zur Unterstützung der Universität und ihrer Einrichtungen wirkt und damit auch indirekt die gesamte Studentenschaft betreut. Um diese Erkenntnis zu festigen, ist es notwendig, daß auch von seiten der Studentenschaft selbst durch Beteiligung an den Veranstaltungen der Vereinigung der nötige Kontakt mit den Mitgliedern der Vereinigung aufgenommen wird.

Dr. H. Schmidt-Polex

Ein willkommener Botschafter

Die Politik selbständig zu gestalten, ist im 20. Jahrhundert nur wenigen Diplomaten vergönnt gewesen. Die Selbständigkeit, die die Botschafter der großen Höfe noch im vergangenen Jahrhundert genossen, ist längst dahin. Der moderne Diplomat ist trotz aller Aura, die seinen Beruf ungewollt noch umgibt, in der heutigen bürokratischen Welt zum Funktionär und Geschäftsträger erniedrigt worden.

Gehörte im 19. Jahrhundert die Außenpolitik noch zu den Prärogativen der Fürsten und ihrer Exekutiven, so ist heute in westlichen Ländern dieses Gebiet nicht weniger der demokratischen Kontrolle und Einflußnahme unterworfen, wie jede Materie der inneren Politik.

Der Spielraum freier Gestaltung der Politik durch den Berufsdiplomaten ist im Zeitalter der Außenministerkonferenzen gering geworden. Eine Ausnahme jedoch macht George Kennan, ehemaliger amerikanischer Botschafter in Moskau. Die Politik des „containment“, eine Episode amerikanischer Rußlandpolitik, wird immer mit seinem Namen verbunden bleiben.



„Für unsere Studierenden“

Die Sendungen des Hessischen Rundfunks, die sich vornehmlich an die Studierenden der Universitäten und Hochschulen wenden, lassen sich in zwei Gruppen untergliedern: in Sendungen, die aktuelle Probleme der Wissenschaft in exakter Analyse behandeln und der Orientierung über den allgemeinen Stand der einzelnen Disziplinen dienen, und in solche, die den Studenten, sein Leben, seine besondere Stellung, seine Berufsmöglichkeiten u. a. zum Thema haben.

Die repräsentativste Hörfolge der ersten Gruppe ist die Internationale Rundfunkuniversität (sonntags 11.30—12.00 Uhr im II. Programm). In jeweils drei Vorträgen sprechen namhafte Wissenschaftler über Forschungsergebnisse oder geben historisch-kritische Überblicke über ihre Disziplinen. In der Reihe „Die Energie im Dienste des Menschen“ handelt Pierre Auger über „Energie und wissenschaftliche Forschung“ (27. 6.). Zum Problem des Existentialismus äußert sich in einem 6. Vortrag Prof. Mackinnon, Everdine (27. 6.) und Prof. Horkheimer setzt seine „Soziologie der Gegenwart“ fort. „Die gegenwärtige Lage der Musikästhetik in den lateinischen Ländern“ wird von Gaston Brento skizziert (4. 7.) und René Leibowitz spricht zum gegenwärtigen Musikempfinden: „Der Komponist — die aktuellen Probleme des musikalischen Schaffens“ (11. 7.). In der Sendereihe „Hier spricht die Wissenschaft“ (montags 19.00—19.20 Uhr im II. Programm, 14tägig) überwiegen die geisteswissenschaftlichen und naturwissenschaftlichen Vortragsfolgen: Prof. Horkheimer über „Die geistesgeschichtliche Stellung des Philosophen Kant“ (12. 7.) und Prof. Braunbeck „Warum auch heute noch klassische Physik?“ (20. 9.). Rechtswissenschaftliche und medizinische Vorträge sind nicht vorgesehen, so wie die technischen Wissenschaften nur ganz am Rande berührt wurden (Die Bedeutung der Mathematik für die Technik). Die theologischen Fragen werden besonders in der Reihe „Der Christ in der Welt“ (freitags 16.45—17.00 Uhr, 14tägig) behandelt, wo u. a. Prof. Thielicke über die „Dogmatik für den modernen Menschen“ (23. 7., 6. 8.) spricht.

Die sich speziellen studentischen Fragen zuwendende Sende-gruppe erschöpft sich in der Reihe: „Für unsere Studierenden“ — ein etwas sehr altmütterlich-wohlmeinender Titel (donnerstags 16.45—17.00 Uhr, 14tägig). Neben Plaudereien über „Deutsche Studenten im Ausland“ und dem ergänzenden „Wir studieren in Deutschland“ wird demnächst das heikle Thema „Lohnvererber — Student“ zur Diskussion gestellt werden. Der rein informatorische Teil dieser Sendung ist auf gelegentliche Meldungen beschränkt, und es fällt vor allem auf, daß der ganze Problemkreis des Studiums an den Universitäten der sowjetischen Besatzungszone, die politische Situation an den einzelnen Hochschulen und ihrer Fakultäten, überhaupt nicht berührt wird. Hier könnte der Rundfunk einen wertvollen Dienst leisten, die fatale Unwissenheit zu zerstören und durch sachliche Analyse, frei von aller parteigebundenen Propaganda, Ansatzpunkte für ein Gespräch über die Grenzen zu ermitteln.

S.

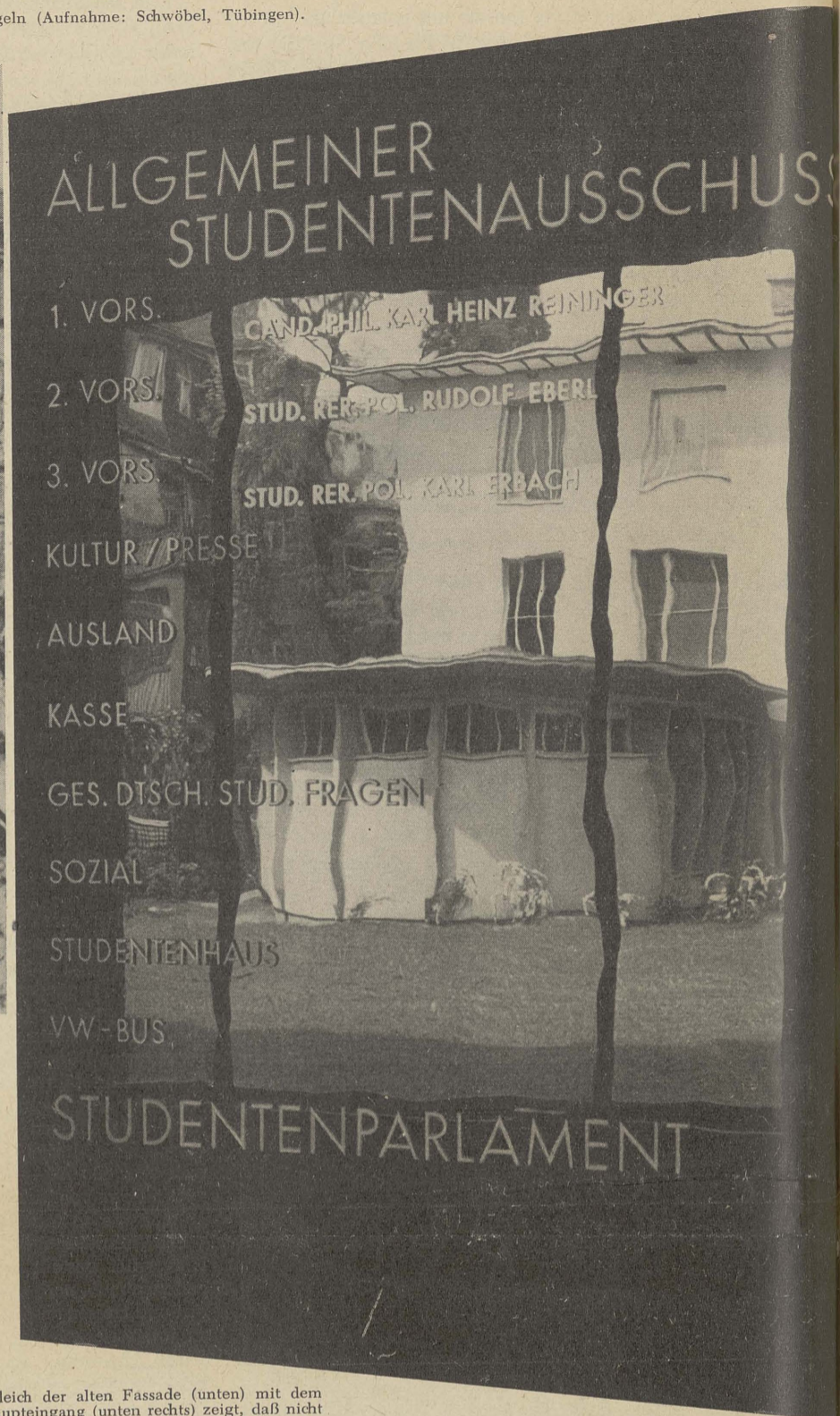
Der Wechsel der Regierungspartei in den USA hat dem führenden Theoretiker und Planer der amerikanischen Nachkriegspolitik Zeit zu wissenschaftlicher Tätigkeit gegeben. Obwohl von 1945 bis 1950 „Generalstabschef“ für politische Planung im State Department, arbeitet er seit 2 Jahren am Institute for Advanced Study in Princeton an einer Geschichte der amerikanisch-sowjetischen Beziehungen.

Im kommenden Monat wird George F. Kennan als Gast des Instituts für Politische Wissenschaft eine Vorlesungsreihe über die politischen Beziehungen der USA zur UdSSR halten (am 14., 16., 21. und 23. Juli von 11—13 Uhr im großen Hörsaal des Amerika-Instituts, Kettenhofweg 130).

Wir begrüßen Mr. Kennan als großen Diplomaten und Gelehrten und danken ihm für seinen Besuch in Frankfurt.

Life begins with forty

So sah die Universität noch 1950 aus. Das neue Asta-Schild (rechts) bedeutet nicht nur größere Dinstinktion: Es vermag auch das neue Studentenhaus wiederzuspiegeln (Aufnahme: Schwöbel, Tübingen).



Ein Vergleich der alten Fassade (unten) mit dem neuen Haupteingang (unten rechts) zeigt, daß nicht nur aufgebaut, sondern auch aufgeräumt wurde.

